Fränze Schnitzer

Schnuppe im Lazarett

Berliner Kriegsstimmungen
und Geschichten



19 16

„Concordia“ Deutsche Verlagsanstalt G. m. b. H.
Berlin SW 11

Druck: Hallberg & Büchting, Leipzig.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Die Lieder des Fräuleins Kesselrund	1
Der Mann, den ich behandelte	12
Schnuppe im Lazarett	26
Lazarett-Musik	39
Schneesterne	44
Wehrmann Heinrich Heine	47
Mimosen	54
Ein Feldpostbrief aus Berlin	59
Die Handtasche	69
Die alten Herren	78
Unsere Leni	83
Im Zoo	97
Hexenkessel	102
Marktpsychose	109
Die Markttasche der gnädigen Frau	116
Der eine Mann	121
Der Ungar	133
Die große Fundgrube	139
Die zwei Abenteuer des Fräuleins Delius	144

Die Lieder des Fräuleins Kesselrund.

Wäre es der „Yankee Doodle“ gewesen oder die „Washington Post“ oder der Niggersong vom kleinen „Alabama-Coon.“ ...... „Go to sleep my little Picaninni ......“

Nicht einen Augenblick hätte mich das überrascht. Denn diese drei Lieder kannte ich schon ganz genau. Mitsamt dem jungen Amerikaner, der anscheinend dazu gehörte. Und ein paar falschen Tönen, die sich immer an derselben Stelle wiederholten. Drei Wochen lang. Abend für Abend.

Die Familie unter uns schien völlig amerikanisch geworden zu sein. Dabei war es eine gute deutsche Familie. Der Name Kesselrund schloß jeden Zweifel aus. Der Papa hieß, wie auf dem Türschild zu lesen war, Gotthold, das sehr hübsche und sehr blonde Töchterchen — Alter zwischen neunzehn und einundzwanzig — Gretchen, die Jungen Fritz und Hans. Die Mama wurde von allen „Mutti“ gerufen, auch von Herrn Kesselrund, der ein kleiner

beweglicher Herr von etwas lärmender Herzlichkeit war. Versicherungsbeamter oder so. Jedenfalls hatte er tagsüber in der Stadt zu tun und kam erst gegen sechs Uhr nachmittags nach Hause.

Inzwischen übte Fräulein Grete. Mal den „Yankee Doodle“, mal die „Washington Post“, mal „den Alabama-Kohn“, wie wir das Liedchen nannten. Zuerst mit Klavierbegleitung, später mit einem fremdartigen Instrument, so zwischen Gitarre und Trommel, wahrscheinlich einem Banjo.

Und am Abend kam der junge Amerikaner und sang mit einer völlig unmusikalischen, dröhnenden Stimme sämtliche drei Lieder. Manchmal war Gretchens heller Sopran dabei, zuweilen auch der der Jungen und der Baß des Herrn Kesselrund selbst, der sich augenscheinlich (oder „ohrenhörlich?“) bemühte, so etwas wie die „zweite Stimme“ anzudeuten. Das klang besonders schön.

Ich weiß nicht, wie sich die andere Nachbarschaft zu dem allabendlichen Konzert verhielt; was mich betrifft, so machte es mir eine Zeitlang Spaß, den Chor zu verstärken.

Der junge Amerikaner, offenbar ein Kaufmann,

war ein hübscher, stattlicher Mensch. Groß, hager, blond, mit glattrasiertem Gesicht und großen blauen Augen.

Ich traf ihn öfter auf der Treppe, und er sah mich freundlich an, ohne mich jedoch nur ein einziges Mal zu grüßen. An der Tür der Kesselrund'schen Wohnung klingelte er, und wenn ihm geöffnet wurde, hörte ich im Weitergehen seine laute Stimme:

„Good evening, Miß Kesselraund, uuiie gehen Sie heute?“

Und jedesmal lachte Fräulein Gretchen Kesselrund sehr herzlich.

* * *

Dann wurde es eines Tages still in der Wohnung unter uns. Kein Klavier, kein Banjo, kein Gesang. Allerdings auch kein Amerikaner. Der schien verreist zu sein. Und Fräulein Gretchen sah ein bißchen vergrämt aus, Frau Kesselrunds Stirn zeigte Sorgenfalten, und nur Herr Kesselrund selbst machte sein altes fröhliches Gesicht. — — —

Wäre es nun wieder der „Yankee Doodle“ ge-

wesen oder der kleine Alabama-Kohn ... wie gesagt, das hätte mich nicht im geringsten überrascht. Aber es war etwas ganz anderes. Was ich gar nicht erwartete. Und eine völlig fremde, wohltönende Tenorstimme dazu. Das Lied jedoch, das diese nette Stimme sang, hatte ich schon wo anders, irgendwo irgendmal gehört; ich erkannte es nur nicht gleich.

Nach und nach tauchte es in meiner Erinnerung wieder auf und setzte sich hübsch zusammen:

„Weil i—i—i an alter Drahrer bin — — —
So an Auf — drah — rer bin ...!“

Sieh mal an ... ein Wiener Herr. Ganz zweifellos ein Wiener.

Unter uns Händeklatschen und Rufe des Entzückens. Der Gast der Familie Kesselrund begann das Lied von neuem. Jetzt begleiteten es schon ein paar schüchterne Klaviertöne. Und beim drittenmal mischte sich bereits Fräulein Gretchens Sopran mit dem Tenor und — — — auch ich begann leise mitzusummen.

Ein paar Tage später traf ich Fräulein Kesselrund im Kaufhaus. Sie ließ sich gerade von der Klavierkünstlerin in der Musikabteilung ältere Wiener Lie-

der vorspielen, darunter auch den „Drahrer“, und kaufte schließlich ein ganzes Paket Noten.

Sie sah strahlend aus, und in ihren Augen war ein glückseliges Lachen. Ich erkannte mit Vergnügen, daß sie ihrem Papa ähnlich sah.

Wir gingen dann zusammen nach Hause. Unterwegs fragte sie mich mitten in einem Gespräch über moderne Frisuren plötzlich, ob mein Vater „nicht auch ein Wiener“ sei?

„Ein Wiener nicht, aber doch ein Österreicher“, erwiderte ich lächelnd.

„Das ist doch dasselbe, nicht?“ meinte sie und sah mich sehr gespannt an.

„Na, so ungefähr doch ...“

„Da wissen Sie vielleicht“ — es kam zögernd heraus — „was das ist ... ‚a fade Nocken‘ ...?“

„Wie?“ Es klang mir nicht vertraut.

„‚A fade Nocken‘“, wiederholte sie und lachte ohne ersichtlichen Grund. „Komisch, nicht?“

„Na“, gab ich belustigt zurück, „‚fad‘ ... das ist langweilig ... Und ‚Nocken‘ ... warten Sie, Fräulein Kesselrund ... Nocken? ... ‚Nockerl‘ ist eine Mehlspeise ...“

„Ach nein . . .“

Sie sah mich sehr enttäuscht, ja fast traurig an.

„Man sagt doch nicht von einer Dame, daß sie eine Mehlspeise ist . . .“

Und fügte leiser hinzu:

„Besonders, wenn man ihr was Nettes sagen möchte.“

Ach so . . . Ob das nicht irgendwie mit dem „alten Drahrer“ und dem wahrscheinlich jungen Wiener zusammenhing?

„Wenn ich wissen dürfte, worum es sich handelt?“ fragte ich, ohne meine Neugier zu verbergen.

Fräulein Gretchen schlug ihre hellblauen Augen nieder.

„Also“, flüsterte sie, „wenn man einer Dame sagt: ‚I hab halt ’glaubt, daß a jede Berlinerin a fade Nocken ist, aber Sö san doch so a liebes Hascherl‘ . . . Was ist ein ‚Hascherl‘?“ setzte sie schnell hinzu.

Ich lachte.

„Genau weiß ich’s nicht, aber gewiß etwas außerordentlich Nettes.“

„Nicht wahr?“

Es war wirklich herzliche Freude in ihrer Stimme. — — —

Von dieser Stunde an übte Fräulein Kesselrund Wiener Lieder, und am Abend wurden sie gesungen. Und immer war die Tenorstimme dabei, deren Besitzer ich leider niemals zu Gesicht bekam. Dafür wurde mein Vorrat an Wiener Melodien immer reicher. Wenn mir eines der Lieder besonders gefiel, verschaffte ich mir die Noten. Wer weiß, wozu man's einmal brauchen konnte. Und so ist mir „Das Liebchen am Donaustrand" so geläufig geworden wie „Dös ist was für'n Weaner, für's Weanrische G'müat" oder das reizende:

„Denn a Bisserl a Musi, a wengerl a G'stanz,
A Lannrischer Walzer, so wurlate Tanz . . ."

wiewohl ich beim besten Willen nicht hinter die Bedeutung manches dieser rätselhaften Worte kommen konnte. Doch sehr hübsch hörte es sich trotzdem an, wenn die Strophen gedämpft von unten zu uns heraufklangen.

Fräulein Grete aber sah von Tag zu Tag strahlender aus, trug jetzt stets eine Wiener Frisur und überraschte mich bei einer Begegnung durch ganz

wunderliche Redensarten in einem Gemisch von Berliner und österreichischem Tonfall. Was „Nokken“ und „Nockerl“ sei, das wisse sie nunmehr genau, sagte sie; letztere verstehe sie sogar vortrefflich zuzubereiten. — — —

Eines Tages wurde es abermals still in der Wohnung unter uns. Länger als einen Monat dauerte das. Der Tenor schwieg, das reizende Fräulein Grete sah ein bißchen vergrämt aus, Frau Kesselrund hatte die Sorgenfalten auf der Stirn, und nur Herrn Gotthold merkte man weder eine Enttäuschung an, noch irgendwelche Traurigkeit.

* * *

Es war an einem Märzabend, als es in einem schönen Bariton in unsere Wohnung herauftönte:

„E un sole mio
Sta fronte a te,
E o sole, o sole mio — — —“

Daran schlossen sich Arien aus „Rigoletto“, „Pagliacci“ und anderen Opern — alles in der Sprache Dantes und Ariosts gesungen, klar und deutlich. — — — Ein Italiener also.

Fräulein Grete übte von nun an italienische Musik, kochte wahrscheinlich Maccaroni und Risotto mit Tomaten und schien wieder glücklich zu sein.

Leider wechselten wir um diese Zeit unsere Wohnung, und meine Sammlung an ausländischen Liedern mußte abgeschlossen werden.

* * *

Als ich Fräulein Kesselrund an einem Maitage in der Tauentzienstraße traf, sah sie wieder allerliebst aus. In ihrer Begleitung befand sich ein junger Mann fremdartigen Aussehens. Sie entschwebte ihm, um mich zu begrüßen, und ich fragte sie, ob dies der Herr sei, der bei ihnen „O sole mio“ gesungen habe.

„O nein“, meinte sie errötend, „Kein Italiener ... Oh nein! ... Die singen ja ganz schön, die Italiener, wissen Sie ... Aber sie haben kein Herz ... Nicht für einen Soldo!“ rief sie lachend. „Glauben Sie mir ... Nicht für einen Pfennig ... Alles bloß Schein und Aufmachung ... Nein, nein ... Der Herr ist ein Russe. Aus dem Kaukasus.

Von fürstlichem Geschlecht ... Ein sehr interessanter Mensch ..."

Da hätte ich ja, wären wir nicht ausgezogen, allerlei neuartige Musik kennen gelernt ...

* * *

Monate vergingen. Der Krieg brach aus. Ich hörte nichts mehr von Gretchen Kesselrund und dachte auch nicht an sie.

Bis ich ihr an einem sonnigen Herbsttage wieder begegnete.

Im Zoologischen Garten war das. Während des Nachmittagskonzerts. Sie trug die Tracht einer Helferin vom Roten Kreuz und sah so hübsch aus mit ihrer Haube, daß ich sie zuerst gar nicht erkannte. Sie führte einen blassen, verwundeten Unteroffizier, der sich etwas mühsam fortbewegte, und nickte mir ernst zu. Dann ließ sie ihren Pflegebefohlenen an einem Tische Platz nehmen, an dem Herr und Frau Kesselrund sowie die beiden Jungen bereits beim Kaffee saßen, und kam zu mir.

Ja, sie hatte ihren wahren Beruf entdeckt. Und mit den Ausländern ... nein, das wäre wirklich

nichts ... Eine Irrung, ein böser Traum ... „Ich bitte Sie, ein deutsches Mädchen!“

Und ich möchte mich doch einen Augenblick an ihren Tisch setzen. Da könnte ich sehen, was für ein Prachtmensch doch so ein schlichter deutscher Soldat sei. Außerdem Inhaber eines Herrenkleidergeschäfts in Altona ...

Ich tat ihr den Gefallen und fand ihre Worte bestätigt.

Während wir uns unterhielten, wurden Extrablätter ausgerufen. Eine Bewegung entstand. Ein großer Sieg in Frankreich ...

Die Musik brach das Stück, das sie gerade spielte, ab und setzte mit der „Wacht am Rhein“ wieder ein.

Und Fräulein Grete Kesselrund erhob sich mit den anderen und sang dieses Lied mit unbeschreiblicher Begeisterung. Und die folgenden auch, die kein Ende nehmen wollten.

Bei den deutschen Liedern wird es nun wohl bleiben.

Der Mann, den ich behandelte ...

Der Herr Doktor hat drüben im Kriegslazarett (bisher die Privatklinik eines sehr bekannten Professors, der sich unermüdlich mit den Verwundeten beschäftigt) den ganzen Tag angestrengt zu arbeiten. Seine ständige Gehilfin muß wegen der Röntgen-Aufnahmen immer um ihn sein. Inzwischen vertrete ich das liebenswürdige Fräulein in der Wohnung des Arztes und „behandle“ seine Kranken. Diagnosen verlangt ja niemand von mir, und Rezepte brauche ich nicht zu schreiben — dazu ist meine Handschrift auch viel zu leserlich.

Aber ich stecke die Patienten in verschiedene hübsche und sehr sinnreiche elektrische Apparate (das verstehe ich sehr gut) und dulde keinen Widerspruch (was ich mir auch in auffallend kurzer Zeit angewöhnt habe). Selbst wenn's mal wehtut, was doch vorkommt. Denn so ein geheilter Knochenbruch denkt noch gern an seinen schönen, steifen Gipsverband und sieht nicht ohne weiteres ein, daß Gott die Gelenke eigentlich dazu geschaffen hat, sich artig

und zwanglos zu bewegen. Und dann muß ich noch aufpassen, daß die Herrschaften dies in der ihnen vorgeschriebenen Weise ausführen und dabei nicht etwa (zu ihrem eigenen Schaden) „mogeln“, wie einer meiner nettesten Kranken das nennt; derselbe ältere Herr, der selbst gern so ein bißchen „mogelt“ und meine Aufmerksamkeit durch allerlei Schnurren von sich abzulenken sucht. Aber seitdem er mir das Geschichtchen erzählt hat von dem schlauen Rheumatiker, der dem Arzt statt des schmerzenden kranken Beins immer das gesunde zum Massieren darreicht und die scharfe Kneterei nun mit behaglichem Wonnelächeln über sich ergehen läßt, bin ich sehr mißtrauisch geworden.

Das heißt ... um die Wahrheit zu sagen ... nur gegen die „Zivilpatienten“. Den Soldaten, die — halbgenesen von ihren Verletzungen — mir vom Lazarett herübergeschickt werden, schenke ich unbegrenztes Vertrauen. Das sind folgsame Kinder. Wie jener unerhört artige Knabe, der unter der Zange des Zahnarztes nicht jammert, weil es sich doch nicht schickt, in einer fremden Wohnung zu schreien. Zwar ist der eine und andere der ländlichen Re-

servisten anfangs geneigt, den ihm zugewiesenen Apparat für eine Art Spielzeug zu halten, das er am liebsten seinen Jungen zu Hause mitbringen möchte, aber sobald er einmal daran sitzt, arbeitet er sein Pensum mit fröhlicher Gewissenhaftigkeit herunter.

Mein Verwundeter freilich ist nicht unter diesen. Auch im Lazarett befindet er sich nicht mehr. Er ist wieder ins Feld gerückt zu seinem Regiment, nachdem er noch zu mir herübergekommen war, um Abschied zu nehmen. Ich sah ihn bei dieser Gelegenheit zum zweitenmal und freute mich herzlich, daß er als schnell und völlig Genesener vor mir stand. Denn diesen Mann habe ich wirklich behandelt.

Das war so: Es klingelte und das Mädchen kam in den Saal gestürzt, wo damals noch ausschließlich bürgerliche Herrschaften an den Apparaten saßen. „Ein Soldat!“, meldete sie aufgeregt, „ein Verwundeter ... direkt aus'm Krieg ...“

Ich lief nach dem Vorzimmer und fand dort richtig einen Soldaten. Müde lehnte er gegen den Tisch. Aus dem unrasierten, fahlen Gesicht mit dem starken blonden Schnurrbart flackerten mich

große, blaue Augen an, die wie im Fieber glänzten. Auf dem Kopfe ein verhüllter Helm. Die feldgraue Uniform seltsam verschmutzt und an einem Hosenbein Blut. Goldene Litze am Kragen. Er versuchte sich stramm aufzurichten und reichte mir seinen Paß: Unteroffizier der Reserve ... Kaufmann so und so aus Königsberg ... usw.

„Nehmen Sie doch Platz ... Setzen Sie sich doch!" rief ich beklommen und schob ihm einen Lehnsessel hin. „Sind Sie verwundet? ... Das Lazarett ist drüben ... Ich werde sofort nach dem Herrn Doktor telephonieren ..."

„Ja, ja", erwiderte er matt, „aber erst muß ich etwas essen ... unbedingt, Schwester ... Sonst fall' ich um ... Irgend etwas ... Und trinken ... Das hat Eile ... Und in ein richtiges Bett", fügte er leiser hinzu, „ausstrecken ... ausschlafen ... Der Doktor hat noch Zeit ..."

Im nächsten Augenblick saß er im Speisezimmer, wohin ich ihn führte; im zweitnächsten stand des Herrn Doktors schöner Rotwein — die Flasche, die ich dreist aus dem Büfett nahm, war glücklicherweise noch halb gefüllt — vor ihm; im dritten hatte

er ein Glas hinuntergestürzt und sich zurückgelehnt. Schon war ich in der Küche, ließ eine „Kriegsportion“ Rührei machen, schnitt sechs mächtige Stullen zurecht, bestrich sie mit Butter, belegte sie mit allerlei Gutem und flog zu meinem Verwundeten zurück, der auf ärztliche Behandlung so wenig Gewicht zu legen schien.

Er war eingenickt, und ich weckte ihn. Nun aß er. In meinem ganzen Leben habe ich noch nicht so essen sehen. Erst mit Gier, dann mit einer verklärten, ja glückseligen Andacht, die von Bissen zu Bissen stieg. Dabei arbeiteten diese gesunden Zähne durchaus wohlerzogen. Und zwischendurch erzählte er, ohne im Kauen eine Pause zu machen:

„Wie ich herkomme? .. Na, das ist das Komischste dran ... Wie wenn man im Fieber liegt und einen dummen Traum hat ... Jaaa ...“

Also ein Gefecht. Irgendwo im Osten. Oder gar eine wirkliche Schlacht. ... So etwas erfahre man immer erst später. ... Man liegt im Schützengraben und schießt und schießt. Über einem singen und pfeifen die Schrapnells, und es regnet Kugeln. Und die Granaten krachen auseinander. Ein Höllen-

spektakel. Plötzlich raus aus dem Graben. Mal springt man vor, mal duckt man sich und liegt wieder lang ausgestreckt im Dreck und schießt und schießt und sieht doch nicht recht, was eigentlich los ist. In den Ohren gellt's und klingelt's. Und plötzlich steht man in einer Masse Kameraden und rennt mit, immer vorwärts, vorwärts. ... Und hat das Seitengewehr aufgepflanzt und stürmt auf was zu, was man auch nicht sieht. ... Und da fällt einer hin. ... Das war der Nachbar links. ... Und dort fällt einer mit dumpfem Laut zu Boden. Und dort ... und dort. ... Wer war's? ... Man guckt gar nicht mehr hin. Wird's schon erfahren. Weiter geht's vorwärts. Gegen einen Wald. Da sieht man endlich was. Den Feind. Mit einem Mal aber kriegt man so 'n verfluchten Schlag vor's Bein. Doch rennt man weiter vorwärts und brüllt Hurra! ... Hurra! Plötzlich platscht man selber hin und wundert sich etwas. Denn man weiß erst nicht, wieso und warum. Und hört nur aus der Ferne, wie's dröhnt unter stürmenden Schritten, und das Hurra und das Krachen über einem. Und dann nichts mehr. ...

Er machte eine Pause, schob den geleerten Teller zurück und den gefüllten näher an sich, trank hastig das Glas aus, das ich wieder gefüllt hatte, und fuhr fort in seiner Erzählung:

Als er wieder zu sich kam, war es ganz still. Weit und breit. Er lag hinter einem Gebüsch, wohin er wohl noch gekrochen war; er konnte sich nicht recht erinnern. Sonst war sein Kopf ganz klar. Die Hauptsache schien ihm, daß er nicht tot war. Das andere würde man auf dem Verbandsplatze wieder in Ordnung bringen, und der brennende Schmerz im Oberschenkel würde dann schon aufhören. Er versuchte aufzustehen, und es ging. Als ob nichts geschehen wäre. Aber da sah er was. . . . Leibhafte Russen. Donnerwetter! Wie kamen die hierher? War man denn zurückgegangen? Oder was war geschehen? . . . Die Leute hatten Tragbahren und das Rote Kreuz. Also Sanitäter. Und schon waren sie in seiner Nähe. Da legte er sich sachte wieder hin, und es ging ihm durch die Sinne: So, nun wirst du doch gefangen, Kamerad. . . . Verflucht!

Aber es ging nicht nach einem Verbandsplatze.

Nach einer Viertelstunde oder länger hielten sie auf freiem Felde vor einem Eisenbahnzuge, der da bereit stand. Die Bahre wurde in einen Wagen geschoben und mein Verwundeter sich selbst überlassen. Kurze Zeit darauf setzte sich der Zug in Bewegung. Langsam, ganz langsam. Die Räder ratterten ihre Musik, bei der man am liebsten eingeschlafen wäre. Und draußen wurde es dunkel und immer dunkler. Der Verwundete lag da und fühlte, wie sein Herz klopfte und wie es in ihm schrie nach einem Schluck Wasser. Aber in dem Wagen rührte sich nichts. Er blickte um sich und nahm wahr, daß er allein war. Oho! dachte er, stand schnell auf und ging ans Fenster. Viel war nicht zu sehen. Ein Nebel lag auf den Feldern. Da kam ihm der krause Gedanke. Raus! Raus aus dem Zuge! Der fuhr ja ganz langsam wie auf Eiern. Raus aus der russischen Gefangenschaft! Was konnte denn da groß geschehen? Er war ein guter Turner. Er betastete sich. Die Wunde schmerzte ja, aber das Bein stand fest auf dem Boden. Sonst war ihm Gott sei Dank nichts passiert. Und die Grenze konnte nicht weit sein. Das

Schlimmste, daß er noch einmal in Gefangenschaft geriet. Er schnallte sich den Helm fester, öffnete die Tür des Wagens, spähte hinaus und setzte den Fuß vorsichtig auf das Trittbrett. Der Zug ging gerade über eine kleine Brücke, dann wieder übers flache Land. „Eins!“, zählte der Soldat, „zwei!“ Er preßte die Zähne zusammen, „drei!“ . . . Da rollte er schon einen kleinen Abhang hinunter und blieb im feuchten Grase liegen. Seine Schulter schmerzte ganz niederträchtig, aber er setzte sich auf, sagte zu sich: „Brav mein Sohn, das hast du gut gemacht!“ und sah eine Weile lang dem Zuge nach, der in den Nebel hineinfuhr. Dann wurde es still um ihn. Nichts, gar nichts regte sich. Er saß da und horchte ins Dunkel hinein und fühlte nichts als einen brennenden Durst. Das feuchte Gras kühlte seine Hände. Er benetzte sein Gesicht, und das tat ihm wohl. Als er das Taschentuch hervorholen wollte, um sich abzutrocknen, geriet ihm seine Zigarettendose in die Finger, und er bekam eine unbändige Lust, ein paar Züge Rauch zu schlucken. Konnte und konnte nicht widerstehen. Das Feuerzeug flammte auf . . . Hand vor. Ah . . . Ganz

langsam rauchte er, in winzigen Zügen. Nur damit das Feuer nicht ausging. Und bis das letzte Stümpfchen seinen Schnurrbart anbrannte. Dann erhob er sich und begann zu laufen. Die Strecke, die er gefahren war, zurück. Immer an den Schienen entlang. Da mußte er doch irgendwie an die Grenze kommen, die unmöglich weit entfernt sein konnte. Schritt aus, Stunden und Stunden lang. Die Nacht wollte kein Ende nehmen. Und wenn sein Bein schmerzte, kroch er weiter, verschnaufte und fing wieder an zu laufen.

Wie lange er sich so fortbewegte durch die Nebelnacht, das wußte er nicht. Aber einen trüben Herbstmorgen sah er noch aufdämmern und Eisenbahngeleise schimmern. Viele, viele Geleise. Dann verließen ihn die Kräfte und er konnte nicht weiter . . . nicht einmal kriechen.

„Und wie sind Sie denn nach Berlin gekommen?“ fragte ich.

Ein Auto habe ihn aufgelesen und so, wie er dalag und schlief, an einen Zug gebracht, der an die österreichische Grenze ging. Er könne sich das zwar nicht zusammenreimen, aber der Schaffner des

zweiten Zuges, der ihn von dem ersten mitsamt dem Wagen übernommen, in dem der Verwundete lag, habe ihm das erzählt, und er müsse es nun glauben, da er's doch nicht besser wisse. Man habe ihn für einen Verunglückten gehalten. Von einer Schlacht könnte er doch nicht an das Bahngeleise gekommen sein ... Die sei ja weit davon gewesen wie man munkelte. In Polen wo. In Berlin, wohin der Zug gehe, würde man wohl schon näheres hören ...

„So bin ich eben nach Berlin gekommen," sagte mein Verwundeter, „aber wenn mir der Schaffner nicht immer wieder heißen Kaffee gebracht hätte, wäre ich schon in Liegnitz aus dem Zug gestiegen und ins Lazarett gegangen. So schön zu essen hätte ich aber nicht gekriegt wie hier. So ein Lazarett habe ich mir schon lange gewünscht, Schwester. Und jetzt kann's losgehn."

Gott sei Dank! Ich telephonierte dem Doktor und erzählte ihm in Eile, welcher Art der Patient sei, der ihn erwarte. Ich sollte alles zurechtmachen; er käme sofort. Der Verwundete solle sich auskleiden und ruhig auf den Operationstisch legen.

Er erklärte sich dazu bereit, aber das Ausziehen hatte seine Schwierigkeiten. Der Rock klebte an der Schulter fest, und die Hosen am rechten Oberschenkel, hart über dem Knie. Er mußte sich also in seiner Uniform ausstrecken, und ich nahm die große Schere und begann, ihm zunächst den Rock vom Leibe zu schneiden.

„Holla“, sagte er und lachte, „Sie kriegen einen Prozeß mit dem König von Preußen, wenn sie ihm seine schönen neuen Waffenröcke kaput machen, und die Hosen dazu. Vorsicht, das tut weh.“

Die Schulter sah schlimm aus, und die Wunde am Schenkel noch übler. Als ich sie mit dem Gummischwamm und desinfizierendem Wasser auswusch, sagte der Mann, daß ihm das außerordentlich wohltue, und ich möchte ruhig damit fortfahren, wenn er auch darüber einschlafe. Und wenn ich mich dazu entschließen könnte, möchte ich ihm auch die Stiefel ausziehen. Ich beeilte mich, seinen Wunsch zu erfüllen, und es gelang mir, trotzdem ich keinerlei Vorbildung für solch schwierige Operationen besitze. Er sagte sogar, ich hätte das geradezu glänzend gemacht, und auf weitere ärztliche Be-

handlung könne er nunmehr gänzlich verzichten.

Darauf wollte sich der Herr Doktor, der eben herüber gehastet kam, freilich nicht einlassen. Er fand die Schulter gebrochen und legte sie in Gips, nachdem er alles Nötige erledigt, und aus der Schenkelwunde holte er mit einer erheblichen Blutmenge eine Kugel heraus.

„Leichtverwundet“, sagte er, „in zehn Tagen können Sie zurück. Die Schulter wird bis dahin gut sein. Im übrigen sind Sie ein Riese von Menschen, wenn Sie damit so leicht weggekommen sind. Und jetzt lasse ich Sie ins Lazarett hinüberbringen.“

„Ausgeschlossen!“ antwortete der Verwundete, „ich weigere mich. Machen Sie, was Sie wollen, Herr Doktor, ich bin überhaupt schon eingeschlafen. Und schönen Dank für Speis und Trank. Alles reichlich und gut. Gute Nacht auch!“

Der Herr Doktor hatte seinen gemütlichen Tag; er lachte, und wir brachten den armen, völlig erschöpften Menschen in des Arztes eigenes Bett, wo er von mittags zwölf bis abends neun Uhr ohne

Unterbrechung schlief. Dann erst kam er nach dem Lazarett, das ihn nach zehn Tagen geheilt entließ.

Als er sich von mir verabschiedete, trug er eine neue Uniform, war sauber rasiert und sah zwar noch etwas blaß, sonst aber recht munter aus. Und kürzlich kam eine Feldpostkarte von ihm aus Galizien des Inhalts, daß er nochmals der Schwester mit dem braunen Scheitel herzlich danke für das gute Essen und die ganze Behandlung. Und wenn er wieder was brauche, dann wisse er ja die Adresse.

Hoffentlich hat er es aber nicht nötig, mein braver erster Verwundeter.

Schnuppe im Lazarett.

„Also, ick heiße Schnuppe, Schwester," sagte er so recht freundlich und seine schwarzen, funkelnden Augen sahen mich wohlwollend an. „Und warum heiße ich Schnuppe? . . . Weil mir all's janz schnuppe is, Schwester . . . Und wer mir ansieht in mein Zustand, der versteht dat sofortemang . . ."

Der Witz scheint ihm ausnehmend zu gefallen. Er wiederholt ihn immer, und jedem gegenüber, der seinen Namen wissen will. Und wenn er diese Rede gehalten hat (er spricht ein kurioses Gemisch von allerlei Mundarten), kichert er vor sich hin. Man merkt, daß die Sache ihm Spaß macht.

Der kleine, etwa vierzigjährige Mann ist wie durchlöchert von Russenkugeln. Sieben oder acht haben ihn getroffen, und einige davon haben den hageren Körper völlig durchbohrt . . . „Vorne rein, hinten raus, haste nich jesehn," sagt er . . . Und das alles in einem einzigen Gefecht.

Die ihm im Leib staken, hat man herausgeholt, nachdem der Röntgen-Apparat seine Schuldigkeit

getan. Das gab natürlich schwierige Operationen. Er hat sie glänzend überstanden und darf sozusagen als Schulbeispiel für die Kunst der modernen Chirurgen gelten. Gilt auch dafür und weiß das zu schätzen.

Als ich die Ehre hatte, ihn kennen zu lernen, humpelte er bereits an zwei Stöcken durch das Lazarett und sah mit seinen vielerlei Verbänden geradezu phantastisch aus. Nur seine Hände waren frei von jeder Umhüllung; denen war nichts geschehen.

Einige Wochen später war Schnuppe — sein Taufname ist Gottlieb — schon so weit, daß er auch auf der Straße herumspazieren und sogar das Theater besuchen konnte, allerdings in Begleitung leichter verwundeter Kameraden.

Freilich, an die Front wird er nicht zurück. Bis das alles heil und in Ordnung ist, hat der Krieg längst aufgehört, und man wird ihn dann nicht mehr brauchen. Aber seinen Geschäften dürfte Herr Schnuppe bald wieder nachgehen können in seiner westpreußischen Heimat. Wenigstens dem einen oder anderen, denn er hat ihrer eine ganze Menge.

„Een paar von so'nne blaue Bohnekens stecken ja woll noch drin in mich," sagt er geheimnisvoll, wenn er seine Geschichte erzählt, was er übrigens sehr gern tut. „Aber sagen Sie dat janich den Professor und die andern Doktors ... Janich ... Die möcht ick doch nich beleidigen ... Nee ... nee ... all's was wahr is ... Die haben an mir jemacht, wat zu machen war ... Und orndlich ... Aber ... sehn Sie woll ... so een paar Knochekens und een bißken wat von's Inwendje muß der Mensch doch behalten zwischen sein Leder ... Na, wat man so brauchen tut for die Nahrungsaufnahme und vor die Verdauung ..."

Mein Freund Schnuppe liebt es, sich ein wenig medizinisch auszudrücken — ist er doch selbst so ein Stück Doktor. Wenn auch kein studierter. In seinem Dorfe daheim betreibt er nämlich auch das Geschäft eines Schäfers, und auf sieben Meilen in der Runde — behauptet er — kämen die Leute zu ihm (auch solche aus der Stadt), um sich seinen ärztlichen Rat und etwas von dem Kräuter- oder Beerentee zu holen, mit dem er sämtliche heilbaren und einige unheilbare Krankheiten kuriert.

Im Lazarett habe er mancherlei nützliches zugelernt für seine Doktorei, sagte er mir, denn er passe höllisch auf. Aber sein Tee, den er doch an Hunderten und Tausenden ausprobiert hat im Lauf der Jahre, „nee, der is soviel wert, wie alle Apothekens zusammen." Und wenn er nach Hause komme, werde sein erstes sein, daß er sich damit noch die paar Kugeln aus dem Leibe spüle. Und auch mir werde er für meine Teilnahme was Feines schicken. Ich würde schon Augen machen, wenn der berühmte Schönheitstee ankomme. Da wäre ein Geheimnis dabei, das ihm eine uralte Zigeunerin verraten habe. Man müsse ihn aber genau in der Mitternachtsstunde trinken aus einem vom Vollmond beschienenen Glase, sonst nütze er nicht viel ... aber immer noch mehr „wie nischt" ...

Na, mein Freund Gottlieb Schnuppe hat, wie ich weiß, sämtlichen weiblichen Wesen, die in seine Nähe kamen, diesen Schönheitstee versprochen — aber für alle Fälle habe ich mir eine größere Sendung davon bestellt. — — —

Auch Zähne versteht Schnuppe zu ziehen, aber dies Geschäft will nicht mehr recht gehen. Ferner

ist er Geflügelzüchter — die Eier seiner Hühner müssen nach seiner Schilderung allerdings die reinen Heilmittel sein und von wunderbarstem Geschmack, denn nur er allein kenne die Zusammensetzung des richtigen Futters. . . . Weiter dürfe er sich Kammerjäger nennen („durch meine Händekens jeht manches Pfundchen Jift"), aber auch Uhrmacher, Glaser, Kuh-, Pferde- und Hundedoktor, Mausefallen-Fabrikant, Vogelfänger und, wenn's darauf ankommt, Musikant. Mit der Geige weiß er ein wenig umzugehen und sehr gut mit der Maultrommel (ein mir ganz unbekanntes Instrument), und mit dem Dudelsack. So ein Ding wolle er übrigens dem Lazarett zum Geschenk machen; er schustere es ja selbst zusammen. Außerdem repariert er alles, was überhaupt reparierbar ist, und kann aus jedem Gerümpel irgend etwas ganz Neues machen, woran vorher kein Mensch im Traume gedacht hat. . . . Ihn selbst überrascht es manchmal, was ihm da gelinge.

Wenn er diese erstaunlichen Dinge erzählt, drückt er seine Augen zusammen, daß sie klein werden und sehr schlau aussehen — ich habe ihn im Verdacht,

daß er sich über seine Zuhörer, die das alles für bare Münze nehmen, in seinem „Inwendigen" lustig macht. Aber sein Vergnügen ist doch groß, sobald er merkt, daß man ihm gespannt zuhört. Gar zu gern läßt er sich bewundern, und es fehlt daran natürlich nicht. Jeder bemüht sich, dem armen Menschen eine Freude zu machen, der ja der am schwersten verwundete Soldat im Lazarett ist. Darauf aber hat er noch einen ganz besonderen Stolz, und er wird beinahe eifersüchtig, wenn unter den neu ankommenden Kriegern einer so aussieht, als könnte er ihn hierin ausstechen. Ordentlich in schlechte Laune bringt ihn das . . .

* * *

Also ein richtiger Tausendkünstler ist mein Freund Gottlieb Schnuppe. Und es gibt nur eine Kunst, die er nicht versteht: „Das Schreiben und das Lesen — Ist nie sein Fach gewesen"; er ist ein Analphabet . . .

Seitdem man das weiß, steht er noch mehr als früher im Mittelpunkt der allgemeinen Teilnahme und ist so nicht nur in medizinischer Hinsicht unsere

Sehenswürdigkeit. Etwas Kurioses ist eben dabei, und gerade das macht ihn interessant. Ein deutscher Soldat, der nicht lesen und schreiben kann! Darauf macht man doch einander aufmerksam. Das sieht man ja nicht alle Tage. In einem ganzen Armeekorps von 40 000 Mann soll es im ganzen kaum zwanzig geben, die keine Ahnung von solchen Dingen haben! Und so ein heller Junge wie Schnuppe . . . nein, das hatte man wirklich nicht gedacht . . .

Zutage kam das Geheimnis, als der Geldbriefträger eines Morgens nach Gottlieb Schnuppe fragte und dem Erstaunten eine Postanweisung vorlegte; eine Dame, die sich nach einem besonders bedürftigen Verwundeten erkundigt hatte, schickte ihm fünfzig Mark. Dazu fügte der Briefträger einen Bleistift. Den ergriff Schnuppe schnell, malte drei Kreuzlein an die für die Unterschrift bestimmte Stelle und bat den gerade ins Zimmer tretenden Arzt, die kunstvolle Zeichnung zu beglaubigen. Er schien ganz genau Bescheid zu wissen.

„Nanu?“ brummte der Briefträger, „nanu, Kamerad . . .?“

„Nanu?“ sagte auch der Arzt, „Mensch . . . Schnuppe . . . was sind denn das wieder für Zicken? . . . Sie wollen mir doch nicht weismachen, daß Sie nicht schreiben können?“

„Na ja . . . na ja,“ murmelte Schnuppe verlegen . . . „Is ja wahr . . . hm . . . hm . . .“ Und er zwinkerte nach dem Briefträger hin.

Als dieser gegangen war, fuhr er fort:

„Na ja, Herr Doktor . . . also, wahrhaftigen Gott, ick kann's nich . . . Und wenn Sie mir dotschlagen . . . Ick kann's nich . . . Also. Hab' mir nur rumjetrieben in meiner jungen Zeit . . . immer nur rumjetrieben . . . Hastenichjesehn . . . Alles, wat ick kann, vom Zusehn jelernt . . . Vom blanken Zusehn . . . Ohne Meister . . . Und wo 'ne Schule war, da war 'ne Schule, aber Jottlieb Schnuppe nich . . . Also, da werden Sie sich platt setzen, Herr Doktor . . . ick bin . . . ick bin nämlich 'n Zigeunerkind . . . Aber erzählen Sie's ja nich weiter . . .“

Aber mein Freund Schnuppe erzählte es selbst weiter, denn er merkte wohl, daß dies die Bewunderung für ihn nicht im geringsten verminderte,

im Gegenteil ... Er fand nur eine kleine „Nüanze" dazu. Nämlich, er sei natürlich der Sohn sehr ehrenwerter bürgerlicher Eltern, aber man habe ihn in der Wiege mit einem Zigeunerbalg vertauscht ... Und da hätte es eben so kommen müssen ... Wie er sich das vorstellt, ist mir nicht ganz klar geworden.

* * *

Was den Verwundeten an Zerstreuungen geboten wird im Lazarett und außerhalb des Krankenhauses, das macht Gottlieb Schnuppe alles gewissenhaft durch mit großem Vergnügen: Konzerte, Theatervorstellungen, Vortragsabende. Und von jeder dieser Veranstaltungen bringt er mit einem drolligen Urteil, das dann von Mund zu Mund geht, allerlei Bildung mit heim, aber auch die merkwürdigsten Geschichten über Erlebnisse, von denen seine Kameraden nichts bemerkt haben. Das ist natürlich ihre eigene Schuld.

„Aber wer, jlauben Sie, sitzt da plötzlich neben mich ins Theater?

Wer, jlauben Sie? ... Also ... nu werden Sie sich aber platt setzen (eine Redensart, die er sehr

zu lieben scheint). Die Frau Prinzessin, wat neilich bei uns ins Lazarett war und so nett zu mich jewesen is und meine Frau hat jrüßen jelassen ... Also, ick hab' ihr zuerst jarnich erkannt in die neie seidene Bluse ... Jaaa ... Und wie die Spielers jrade haben aufjehört, sagt sie zu mich: „Mensch ... Schnuppe ... (sagt sie) ... ick hab' ja verjessen, Sie wat von unserm Kaiser Majestät zu bestellen ... Er läßt Sie auch noch herzlich danken for die tapfere Verteidijung von unser Vaterland ... Sie haben Ihre Sache sehr jut jemacht, Schnuppe" ... Gibt mich noch die Hand und weg war sie ..."

Ein andermal will er Herrn v. Hindenburg, Generaloberst, auf der Straße getroffen haben. Der habe ihn dringend gebeten, doch recht schnell gesund zu werden. Es ginge was Großes vor dort unten in dem gottverfluchten Polen, und er, der Generaloberst selbst, möchte doch seinen braven Gottlieb Schnuppe dabei haben ... Der doch gleich von Anfang an alles mitgemacht habe ... Da könnte er auch zu dem Eisernen Kreuz kommen, das er sowieso schon verdiene.

Solcher Geschichten weiß er immer eine Anzahl,

wenn er von seinen Ausgängen ins Lazarett zurückkommt, doch erzählt er sie ausschließlich den Damen und stets mit der Bitte, sie doch ja für sich zu behalten — er wolle niemand „neidig“ machen. Dabei streicht er sich seinen langen, schwarzen Schnurrbart und kichert vor sich hin.

Am allerliebsten freilich hört er . . . Kindermärchen, die zuweilen vorgelesen werden. Die prägen sich ihm ganz wunderbar ein, und er gebraucht Sätze und Wendungen daraus noch tagelang in seinen Gesprächen und vor allem in seinen — Briefen.

Mein Freund Gottlieb Schnuppe „schreibt“ nämlich für sein Leben gern Briefe. Man sollte es nicht glauben, aber es ist wirklich so. Das mit dem Schreiben ist natürlich (da er eben nicht schreiben kann!) nicht wörtlich zu nehmen, aber er diktiert seine Episteln . . . Und er diktiert glänzend und jedem, den er nur dazu haben kann. Ob es ein Arzt ist oder ein verwundeter Offizier, eine Schwester oder eine Helferin, das ist ihm durchaus gleichgültig. Weiß er doch, daß keiner seine Bitte ablehnen wird, ohne freilich zu ahnen, daß den eigentlichen Schreibern die Aufzeichnung der Äuße-

rungen Schnuppes immer Vergnügen bereitet. Ja, die anderen Anwesenden schreiben sogar eifrig mit, soweit sie ihre rechte Hand gebrauchen können, um die Briefe dann allen vorzulesen, die nicht dabei waren.

Gottlieb Schnuppe aber sitzt auf seinem Bett, blickt in unergründliche Weiten und diktiert:

„Gott zum Gruß, edle Frau Schnuppe!

Ick bitte mich aus, daß Du die Mausefallen nachsiehst, wo im Keller sind, dat sie man nich rosten bei diese nasse Witterung. Mich jeht es noch immer wie die Maus im Speck, und ich wünsche, edle Frau, Ihr könntet Euren Herrn Gemahl sehn in seiner purpurnen Pracht. Da möchtest Du Dir platt setzen, dumme Trine. Hau man meinen lieben Professor nich zu viel, dat rat ich Dir! (Professor nennt er seinen zehnjährigen Jungen, weil der so schön schreiben kann). Gott zum Gruß, vieledle Frau. Dein treuer Gatte."

Wenn er zu Ende ist, läßt er sich das Brieflein vorlesen und schmunzelt, wenn alles so dasteht, wie er's gesagt hat. Änderungen erlaubt er nur in der Orthographie, niemals in seiner Ausdrucksweise. Einer jungen Helferin, die seinen Stil

verbessern wollte, hat er gründlich seine Meinung gesagt.

Jeden Tag diktiert er mindestens einen Brief, und da er es für seine Ehrenpflicht hält, allen, die im Lazarett vorgetragen haben, seinen persönlichen Dank auszusprechen, so hat gewiß jeder der Künstler und jede der Künstlerinnen ein Schreiben von ihm.

„Nee, wie Sie den Ton rausbringen auf Ihrem Cello, mein lieber S.“ — so drückt er einem berühmten Virtuosen seine huldvolle Anerkennung aus —, „dat versteh ick nich. . . . Ick grübeliere und grübeliere darüber, aber ick krieg's doch nich raus. . . . Sie sind der jrößte Künstler mit Musik, wo ick kenne. . . . Gott zum Gruß, edler Ritter. . . .“

* * *

Vorige Woche haben sie meinen Freund Gottlieb Schnuppe auf Urlaub nach Hause entlassen. Leider habe ich ihn vorher nicht zu Gesicht bekommen. Aber er ließ mir durch eine Helferin sagen, er werde mir was Schönes schicken, ich wüßte schon was.

Seitdem warte ich mit Spannung auf den Schönheitstee. Der Dudelsack ist aber auch noch nicht eingetroffen.

Lazarett-Musik.

Die schönen Zimmer der Oberin.

Von den Schwestern geführt, kommen die genesenden Krieger.

Waren alle mehr oder weniger schwer verwundet worden in Ost und West, und dem und jenem merkt man den Schmerz noch an, den er durchlitten. Manch eines dieser männlichen Gesichter hat noch ein wenig das Fahle der Krankenstube und der schlaflosen Nächte. Aber in den Augen haben sie die Erwartung. Auf diese kurze Abendstunde haben sie sich seit zwei Tagen gefreut.

Der berühmte Cellist ist schon da mit seinem Instrument; am Klavier sein Begleiter. Und eine Dame ist da, die ein paar Lieder singen wird.

Nun sitzen sie bunt durcheinander. Die einen — die keinen Verband mehr brauchen — feldgrau; die andern in ihrem blau-weißen Lazarettkittel: Offiziere, junge Mannschaft, Reservisten und gesetzte Landwehrmänner aus verschiedenen deutschen Gauen. Auch der Professor, der rastlos tätige

Leiter des Lazaretts, will sich mal eine kleine Erholung gönnen, und seinen nicht minder angestrengten Assistenten wird die Abwechslung auch gut tun. Der eine von ihnen gilt selbst als begabter Musiker.

Ich sitze in einer Gruppe von Landwehrmännern, mit denen ich mich schon wiederholt unterhalten habe.

„Wenn's nur nicht wieder der Pilcherchor wird!" sagt einer und schielt mißtrauisch nach dem Cello.

„Was haben Sie denn gegen den Pilgerchor?" frage ich sehr überrascht.

„Den hawwe mir nämlich schon viermal gehört," erklärt mir der Schwabe an meiner Seite und lacht. „Wo wir uns sehe lasse, gleich spiele sie den Pilgerchor."

„Jawoll, den ha'm sie sich extra für uns verwundete Vaterlandsverteidiger uffjehoben . . . Wat jeschieht jestern? Wir kommen in een Musikcafé rin. Jrade ha'm se det scheene Lied anjefangen: „Det haben die Mädchen so jerne . . ." Und wat jeschieht, sag' ick? Wie wir eintreten, kloppt der Herr Musikdirektor ab und wat kommt? . . . Der

Piljerchor ... Wieder der Piljerchor ... Uns zu Ehren ... Und denn jeht et los mit der Feierei ... Dabei soll man sich nu amesieren ..."

Aber diesmal kam kein Pilgerchor. Händels Largo klang feierlich durch den Raum.

Friede auf allen Gesichtern. Sogar der lange Reservist aus Elbing, der mir noch am Nachmittag erklärt hat, daß er nun endlich wieder an die Russen möchte, blickt ganz verklärt auf den Künstler und sein Instrument. Und dann hüpft ein Mozartsches Menuett durch die Zimmer und zaubert ein vergnügtes Lächeln auf alle Mienen.

„Alles in Moll," sagt der aus Elbing, der ein tiefer Musikkenner zu sein scheint, entzückt. „Sowas müßten wir im Feld haben."

„Warum nicht gar im Schützengraben?" murmelt mein Nachbar zur Rechten. „Na, der Torgauer und Dessauer sind da auch nicht zu verachten."

Man klatscht stürmisch Beifall. Der Künstler erhebt sich.

„Ist's nu aus?" fragt einer unzufrieden.

„I wo!" tröstet ihn sein Nachbar, „der muß doch mal verschnaufen."

Jetzt läßt sich die Sängerin hören. Alles sehr hübsch. Aber da gab es doch eine kleine spaßige Szene.

Die Dame singt das Wiegenliedchen: „Wo hat der Bub sein Näschen her?“ Wie gesagt, sehr nett und hübsch. Aber während sie singt, läßt sie unglücklicherweise ihre Augen auf dem Gesicht eines Wehrmannes ruhen, der ganz vorn sitzt. Der etwas behäbige Mann, eine gigantische Gestalt übrigens, fühlt sich durch den Blick der Künstlerin geniert und wendet seinen Kopf wie in grenzenloser Verlegenheit einmal nach rechts, einmal nach links, hebt ihn und senkt ihn, und tut dies so auffällig, daß seine Nachbarn aufmerksam werden und zu schmunzeln beginnen. Als die Sängerin — das Auge immer auf dem ehrlichen Soldatengesicht — in der schelmischsten Weise den Kehrreim bringt: „Wo hast Du nur d a s Näschen her?“ kichert die Nachbarschaft und stupft den Armen, der einen ganz roten Kopf bekommen hat. „Sie meint Dir!“ sagt der Berliner. Erleichtert scheint er erst aufzuatmen, als der Cellist wieder sein Instrument zur Hand nimmt.

Nun darf die Zuhörerschaft sich die Stücke selbst

wählen; sie bittet um möglichst Lustiges und dankt zum Schlusse durch um so herzlicheren Beifall.

Dann aber heißt es zu Bett. Doch stehen noch eine Zeitlang kleine Gruppen in den Gängen und kritisieren so ein bißchen.

Mein Freund aus Elbing hinkt am Arm einer madonnenhaften Helferin in sein Zimmer. Ich begleite ihn.

„Glauben Sie mir," sagt er, „ich hab' doch mal selbst Geigen gebaut und versteh' den Rummel. Der Herr, der uns da was vorgespielt hat, der könnte ein schönes Stück Geld verdienen, wenn er sich ausbilden ließe . . ."

„Aber Menschenskind," rufe ich, „der ist doch schon längst ausgebildet. Der ist sogar schon Professor."

„Na ja . . . Professor . . . Das weiß ich . . . Aber ich meine doch, in der Musik . . ."

„Er ist aber doch Musikprofessor!" sage ich lachend.

Da macht er ganz verwunderte Augen.

„Musikprofessor? Drum auch . . . Und ich dachte, er ist so'n Professor wie unser hier . . . vom Lazarett . . ."

Schneesterne.

Ein erlauschtes Gespräch.

Ganz leise fallen die Schneeflöckchen.

Vor mir gehen, in der Ansbacher Straße, ein kleiner Junge von ungefähr fünf Jahren mit seinem Fräulein.

Sie sprechen von der neuen Eisenbahn, von der Husarenuniform und daß irgend ein Walter oder Paul heut zum Kriegspielen kommen wird: dann schweigen beide.

Plötzlich bleibt der Junge stehen und fragt verträumt:

„Weißt du, Fräulein, wie die Sterne aussehen?"

„Das weißt du doch auch", meint sie, „die hast du doch erst gestern abend gesehen am Himmel oben . . ."

„Nein, nicht doch die, Fräulein, die da oben hängen. Nein, die jetzt runterfallen, da, siehst du . . ."

Er zeigt auf den Ärmel seines blauen Matrosenrockes, auf dem einige Schneeflocken wie winzige Sternchen daliegen und glitzern.

„Weißt du, wie d i e Sterne aussehen, Fräulein?“

„Nein“, sagt sie etwas ungeduldig, „wie sollen sie denn aussehen?“

„Na, wie das, was immer runterfällt bei der Hochbahn.“

„Was redest du nur für Unsinn“, weist ihn das Fräulein zurecht. „Bei der Hochbahn fällt doch nichts runter, Kurt.“

„Doch . . . weißt du . . . wenn der Mann die Karte knipst mit der Zange, nicht? Da fällt doch immer so'n kleiner Stern runter.“

Ich freue mich im stillen über die Phantasie des Kleinen. Das Fräulein scheint jedoch anderer Meinung zu sein.

„Kurt“, sagt sie streng, „du kannst einen wirklich ganz nervös machen mit deinem Gefrage.“

Es ist still. Nach einer Weile fragt er wieder:

„Nicht wahr, Fräulein, wenn einer stirbt, kommt er in den Himmel?“

„Ja, aber nur gute Menschen, Kurt. Wer so viel fragt wie du, der kommt nicht hinein!“

Kurt scheint sich darüber keineswegs zu beunruhigen.

„Und die vielen Soldaten, die jetzt im Kriege fallen, die kommen doch alle in den Himmel, nicht?“

„Ja natürlich, die waren doch so tapfer und brav. Die nimmt der liebe Gott alle zu sich!“

„Kommt man in den Himmel so rein, oder muß man da auch eine Karte haben, wie in der Hochbahn . . .?

„Kurt“, ruft das Fräulein unwillig, „so was fragt man doch nicht!“

Aber der Junge läßt sich nicht in seinem Gedankengang stören.

„Fräulein, nun weiß ich auch, warum die vielen weißen Sterne runterfallen. Weißt du, jetzt, wenn so viele, viele gute, tapfre Soldaten in den Himmel kommen, da knipst ihnen der liebe Gott immer in die Karten rein, und da fallen die vielen, vielen Sternchen herunter . . . Und da ist gleich wieder eines . . . und da . . . und da . . . mein ganzer Mantel voll . . .“ jubelt der Junge.

Wehrmann Heinrich Heine.

Unter den Verwundeten in dem Lazarett, in dessen orthopädischer Abteilung ich tätig bin, gab es eines Tages zwei mit sehr berühmten, wenn auch nicht gerade kriegerischen Namen — ein hübscher Zufall, der allen Freude machte. Den einen Mann: Unteroffizier Friedrich Rückert, dem ein Fliegerpfeil durch den Leib gegangen war, habe ich nicht näher kennen gelernt; er kam nicht in meine Behandlung. Der andere hieß Heinrich Heine und wurde mein guter Freund.

In dem dicken Krankenbuche, das ich zu führen habe, steht unter dem soundsovielten Dezember verzeichnet: „Heinrich Heine, geboren im Mai 1880 zu ... (eine kleine Ortschaft in Thüringen), Schlächtermeister daselbst ... usw."

Als er mir seinen Namen nannte, blickte ich auf und sah ihn überrascht an. Immerhin ... Heinrich Heine ... „Klinge, kleines Frühlingslied ..."

Vor mir stand eine derbe, untersetzte Gestalt; runder Kopf mit vollem rötlichen Haarschopf; ein

volles, kerngesundes Gesicht mit kleiner Nase und rotblondem, mächtigem Nietzsche-Schnauzbart, der übrigens alles Düstere einbüßte, wenn er ihn in die Höhe zwirbelte. Was er gern tat. Und die Augen blitzblau und urvergnügt ... Nein, wirklich, nichts „gemahnte“ an eine körperliche oder geistige Verwandschaft mit dem Erfinder des Weltschmerzes.

Und dazu sprach der stattliche und artige Mann ein Thüringisch, wie ich es in meinem Leben niemals schöner und gemütlicher gehört habe, trotzdem ich als Kind einmal in Bad Sulza gewesen bin, das gleich in zwei oder gar drei thüringischen Herzogtümern liegt.

Jedenfalls fühlte ich mich verpflichtet, einen geistreichen Ausspruch zu tun, und sagte freundlich:

„Heinrich Heine ... Sie habe ich mir eigentlich ganz anders vorgestellt.“

„Na ja,“ erwiderte er in seiner Sprechweise, die ich leider nicht wiedergeben kann, und lachte, „da muß schon was dran sein. Genau dasselbe hat auch der Herr Professor gesagt, wie er mir die Schrapnellkugel aus dem Bein geholt hat, und dann wieder der Herr Doktor, und gestern erst der Herr Major.“

Da war ich wenigstens in guter Gesellschaft. Im übrigen merkte ich bald, daß mein Freund Heinrich Heine keine Ahnung von dem Dichter hatte, dessen Namen er trug.

Wenn er so auf seinem Velotrab herumturnte oder an den anderen Geräten, die sein steif gewordenes Knie wieder gelenkig machen sollten und auch gelenkig gemacht haben, und nicht gerade feurige Reden hielt an die versammelten Patienten und Kameraden wider Engländer, Franzosen und Russen, — denn er ist ein großer und ehrlicher Patriot — unterhielt er sich gern mit mir. Da reizte es mich immer wieder, irgendwie den dichterischen Genius in dem stets vergnügten und immer gutmütigen Manne zu wecken. Einmal erzählte er mir mit begeisterten Worten, daß er früher öfter nach Weimar gekommen sei.

Weimar . . . Goethe . . . Schiller . . .

„Na, lieber Heinrich Heine,“ unterbrach ich ihn, „wissen Sie auch, wer in Weimar gewohnt hat . . .?“

„Nu nadierlich, Schwesterchen,“ meinte er, und sein strahlendes Gesicht wurde womöglich noch runder, „da hat doch die Großdante von meiner

Frau gewohnt! Drum sin wir ja mehrstenteils hingemacht . . .“

Aber eines Tages glaubte ich doch, daß er mit uns allen so ein bißchen Komödie spiele.

Das Hündchen des Arztes, ein junges, kohlschwarzes Tier, das auf den Namen „Putz“ hört — oder auch nicht hört — war wieder einmal in den Turnsaal geschlüpft, und da höre ich meinen Freund rufen: „Du, komm' mal her, Lorelei . . . ein Stückchen Zucker, Lorelei . . . wirste bald machen?“

Ich traute meinen Ohren nicht. Also doch — — —

„Nu haben Se schon so was geseh'n?“ sagt er ärgerlich, „sie gommt werklich nicht, die Lorelei.“

„Wie kommen Sie denn auf diesen Namen, Heinrich Heine?“

„Aber, Schwesterchen, das ist doch ein Hundename.“

„Wieso denn?“ fragte ich betroffen.

„Na“, antwortete er unbefangen, „ich hab' doch auch einen Hund zu Hause, der heißt Liese. Und wenn ich mit dem 'rumgehe, dann sagt der Herr Pastor und der Apotheker immer: „Da kommt der Heinrich Heine mit seine Lorelei . . .“

Ich lachte. „Wissen Sie denn nicht, warum die das sagen?“

„Aber ja,“ erwidert er treuherzig, „es glingt doch schöner.“

Dabei wußte er aber, daß mit besagter Lorelei etwas besonderes los war; denn das Lied kannte er natürlich sehr gut, hatte es schon als Kind gesungen, ohne sich freilich irgend welche Gedanken darüber zu machen. „Man wird eben so'n bißchen traurig bei“, sagte er, „aber Gott sei Dank sind ja so'ne Sachen mehrstenteils gar nicht wahr.“

* * *

Ob er denn nicht auch manchmal Gedichte mache; das wurde Heinrich Heine natürlich immer wieder gefragt.

„Nee, nee“, antwortete er lachend, „Gedichte nicht, aber Würste. Gedichte sind ja ganz schön, aber satt kann man wohl nicht werden davon.“

Trotzdem ließen ihm Schwestern und Helferinnen keine Ruhe; jede wollte einen Reim von ihm haben, gleichgültig was, wenn nur der Name Heinrich Heine darunter stand. Er tat ihnen auch den Ge-

fallen und schrieb mit seiner etwas ungelenken aber sehr deutlichen Handschrift allerlei bekannte Verschen in ihre Erinnerungsbücher.

Mir, als seiner besten Freundin, hatte er aber ein Gedicht versprochen, das er selbst machen wollte. Wenn er sich dahintersetze, meinte er, bringe er so'ne Reimerei auch noch zusammen.

Als er sich verabschiedete, überreichte er mir mit einem großen Apfel einen Zettel. Dies war das Gedicht, das er mir widmete:

Liebe Schwester was ist gegen ein Gedicht
eine von mir gemachte Wurst,
ich wünsche ihnen immer ein verkniecktes Gesicht
und einen gesunden Durst.
Und viele blaue Scheine
wünscht ihnen

Heinrich Heine.

Ich war wirklich von Herzen erfreut und sagte, daß ich ihm eine so herrliche Dichtung gar nicht zugetraut habe.

„Nicht wahr?“ gab er tiefgerührt zurück und sein Gesicht strahlte, „man kann doch so was auch!“ Und bescheiden fügte er hinzu: „Aber allein hätt'

ich's doch nicht so fein getroffen. Da hat mir nämlich der Unteroffizier, der Friedrich Rückert bei geholfen, Schwesterchen."

Heinrich Heine u n d Friedrich Rückert . . . Da mußte es natürlich so schön werden.

Mimosen.

Zarte Mimosen werden im Winterfrost von derben, in ihre Tücher gewickelten Frauen an der Straßenecke feilgeboten. Der süße, etwas betäubende Duft der leuchtenden Blüten wird von einem scharfen Nordost weitergetragen gegen die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche zu, und manch veilchenblau angelaufenes Näschen schnuppert ein bißchen und wird plötzlich — ohne recht zu wissen, wie und warum — von Riviera-Ahnungen beschlichen. Ja, ja . . . das ist so ungefähr die Zeit, wo man sonst dort gewesen sein mußte.

Also ernennen wir die Tauentzienstraße zur Riviera. Die Mimosen sind da. Und aus den Körben der drei Blumenfrauen wehen die Düfte des Südens.

Ich warte hier oft genug auf meinen Sechser-Omnibus und finde meine besondere Unterhaltung.

„Die letzten Mimosen, Frau Jräfin . . . die allerletzten, jnädigste Komtesse!“ ruft die dicke blonde Frau und hält einer sehr bürgerlich aussehenden

Dame einen schönen Blütenzweig entgegen, den sie auch gleich liebevoll einzuwickeln beginnt.

„Wieso die letzten?“ fragte die Dame.

„Na, wejen det furchtbare Erdbeben in Italijen. Alles jeknickt, jnädiges Fräulein. Und die Ausfuhr von de Enjländer verboten. Siehste woll. Ick sag et ja, so een paar Zeppeline müßten wir ihnen auf'n Hals schicken . . .“

„Die allerletzten Mimosen, Herr Jeneraloberst!“ ruft sie mit erhöhter Stimme und streckt einem vorübergehenden jungen Leutnant einen Busch entgegen.

Er wehrt lachend ab, aber sein Kamerad, der ihn begleitet, nimmt ein paar Narzissen. Sie sieht ihn sehr freundlich an und sagt, zärtlich wie eine Mutter: „Alles Jute, Herr Leutnant, und kommen Sie jesund wieder — aber erst helfen Sie man tüchtig die Enjländer verhauen. Die haben es am allernötigsten. Den Jefallen können Sie mir wirklich tun . . . Die letzten Mimosen, Frau Jräfin . . .“

Ich trete heran, erstehe eine Blume und frage:

„Vor dem Kriege ging das Geschäft wohl viel besser, junge Frau?“

„Ach Jott, wir haben es uns schlimmer jedacht. Aber schwerer jeht es, viel schwerer, des is schon wahr. Es kaufen ja jetzt mehrstens Damen. Da verdient man eben weniger. Früher, ja wat haben wir da für Kundschaft gehabt. Feine junge Leute, Kavaliere, tip top. Ick könnte bloß so losheulen, wenn ick daran denke . . . alles in'n Krieg . . . Meine janze feine Kundschaft . . ."

„Reg' dir man nich wieder auf, Frida", unterbricht sie ihre Nachbarin, eine kleine, wohlbeleibte Frau, „et fällt dir jewiß wieder auf'n Magen."

Aber unbeirrt fährt jene fort: „Eenen Doktor hatte ick, eenen Reffrendar und eenen Assessor von's Kammerjericht. Die haben sich's schon wat kosten jelassen, wenn sie injeladen waren oder so . . . Und eenen Staatsanwalt hatte ick Ihnen, der ist nie ohne Veilchenstrauß von mir jejangen."

„Natürlich für die Anjeklagten", ergänzt ihre Nachbarin ironisch, offenbar in der Absicht, den Redefluß der Freundin zu hemmen. „Nu sage man noch bloß Jerichtsvollzieher, denn haste den höchsten Zipfel erklommen von deine Kundschaft." Die Frau, die so sprach, trug einen völlig leeren Korb.

„Schon alles ausverkauft, junge Frau?“ frage ich sie.

„Na, Sie jlauben doch nich, det ick so kahl hier anjerückt komme, meine Dame? Natürlich ausverkauft. Wissen Sie, so an die zwei-, dreimal in der Woche kommt die Exzellenz, um die sie mir alle beneiden. Er kommt mit einem janz hübschen, bescheidenen Mädchen, was die Gesellschaftsdame von seine Jattin ist, und mit's Monokel in't Auje jeklemmt. Ein sehr, sehr feiner Herr. Denn sagt er: „Ich mechte mal wählen, liebe Frau“, sagt er. Und wenn er denn alle meine Blumen, wat et jerade is, zusammenjerafft hat und das junge Mädchen beide Arme voll hat, denn sagt er zu ihr: „Bringen Sie das die jnädige Frau. Ick sende ihr das als eenen Frielingsjruß aus dem Sieden . . .“ „Na ja“, fügt sie erläuternd hinzu, „weil die Jnädije in dieser unruhigen Zeit doch nich hinmachen kann, wo die Mimosen und Narzissen bliehn . . . Ja, und einmal sagt die Exzellenz, det er die Pflanzen auch in ein feines Jeschäft könnte koofen, aber er möchte doch wieder, det arme Leute auch wat verdienen.“

„Ach ja“, meinte die dritte Blumenfee mit einem Seufzer, „et jibt auch unter die noblen Herrschaften manchmal welche mit eine wirklich anständ'je Jesinnung.“

Aber auch sie hatte keinen Grund, sich zu beklagen. Einmal fand ich sie von einer dichten Schar kleiner Schulmädchen umdrängt. Von einem großen Mimosenzweig schnitt sie einzelne Stiele mit den zitternden Blüten und reichte jedem Kinde einen, wofür immer ein Nickel in ihre Hand glitt. Auf meine Frage erzählte mir ein achtjähriges Mädelchen, daß sie alle diese Blumen für die Verwundeten brauchten, die da gruppenweise spazieren gingen. Die dürften sie aber nicht behalten, sondern müßten sie ihren Kameraden im Lazarett bringen, die noch in den Betten festlägen. . . . Jaaa . . . und Fräulein Müller, ihre Lehrerin, habe doch gesagt, das sei „furchtbar rü—ü—ü—ührend“ . . .

Und die Mimosen duften.

Ein Feldpostbrief aus Berlin.

Mein sehr lieber Herr Doktor, Vize-Wachtmeister, Ritter des Eisernen Kreuzes pp.

Das ist wirklich furchtbar nett von Ihnen, daß Sie auf alle meine Huldigungen an die Adresse Ihrer feldgrauen Uniform verzichten ... Weil diese Hymnen doch — so schreiben Sie — gleich etlichen Millionen deutscher Soldaten gelten (wie recht haben Sie, mein Lieber!) und Sie durchaus etwas für sich allein haben wollen. Und ich möchte lieber mal an den Einen denken, der in besagter feldgrauer Uniform steckt und sich in einer stillen Stunde zwischen den Schlachten gar nicht ungern daran erinnern läßt, daß er vor einer Ewigkeit von fast sieben Monaten noch sowas wie ein putziges Kerlchen gewesen ist: Referendar von Beruf, Tauentzien-„Gent“ aus Neigung und Kaffeehaus-Literat aus innerem Drang. Alles Ihre eigenen Worte! ... Und gerade mich haben Sie dazu ausersehen, Ihnen von dem Stückchen Berlin zu erzählen, dem Sie

sich zurechnen. Ob es noch vorhanden ist? Und wie es o h n e Sie lebt?

Aber lieber Doktor, Vize-Wachtmeister und Held, das ist mir ja äußerst schmeichelhaft, und soweit mein guter Wille in Frage kommt, will ich Sie nicht enttäuschen.

Also! Das von Ihnen so geliebte Stück Berlin zwischen Untergrundbahnhof Wittenbergplatz, der als Regenunterstand gewiß das „monumentalste“ Bauwerk der Welt ist, und Untergrundbahnhof Kurfürstendamm ist noch vollzählig vorhanden. Mit allen seinen schönen Läden, Kaffeehäusern, Kinos, Konditoreien usw. Mit der herrlichen Gedächtniskirche, in die ich verliebter bin als je, trotzdem ihre Uhr oft genug durch plötzlichen Stillstand die Zeit und so manches Stelldichein in Verwirrung bringt. Wie einst im Mai ... wissen Sie noch? Als jemand in Moissi's schmelzendem Tonfall deklamierte: „D i e Uhr schlägt keinem Glücklichen?“ ... Wie gesagt, es ist alles da, und manches ist sogar noch dazu gekommen, was den lorbeergeschmückten Krieger bei seiner glücklichen Heimkehr in Erstaunen setzen wird. Zum Beispiel das neue Prachthaus,

das mit seiner Kreisform drei Straßenecken gleichzeitig abrundet und im „westlichen“ Volksmund treffend „der Gasometer“ heißt. — — —

Und der „Lacher vom Kurfürstendamm“ ist auch noch da. Erinnern Sie sich? Die Sandsteinherme mit dem Kugelkopf, der ein einziges breites, behagliches, jeden Beschauer ansteckendes Lachen ist? Ihr gewiß humorbegabter Besitzer pflegte sie in Sommertagen an das Gitter des Vorgärtchens zu stellen, wenn die Sonne schien, und durch eine andere zu ersetzen, wenn der Himmel grau und ungnädig war: einen Kopf von unsäglich schmerzvollem Gesichtsausdruck. Nun ist der Lacher, so lang es Krieg ist, ständig in den dunkeln Winkel eines Wandvorsprungs verbannt, und der Traurige blickt den Vorübergehenden an aus tiefen, klagenden, todernsten Augen. Aber wenn die große Kunde kommt, die wir alle sehnsüchtig, ach, so sehnsüchtig erwarten, dann wird er wieder an seinen Platz rücken aus der Schmollecke, der liebe Lacher, und ich will seinen lustigen Kahlkopf mit Rosen bekränzen, wenn's nicht eine seiner sonstigen Verehrerinnen schon vor mir tut.

Und dort flutet um die abendliche Spazierstunde zwischen sechs und acht das sogenannte weltstädtische Leben. Nicht ganz wie einst, aber doch ungefähr so. Natürlich sieht man viele, die nicht da sind, sondern gleich Ihnen im Felde stehn, vor dem Feinde, und manch einer mag schon — — — nein, von Dingen, bei denen sich mir das Herz zusammenkrampft, will ich Ihnen heute nichts sagen. Soll ich doch auf Ihren Wunsch besonders vergnügt sein. — — —

Was da in der Tauentzienstraße fehlt an bekannten Männlichkeiten, ist beinah ersetzt. Verwundete Offiziere, fast völlig geheilt, machen hier in der bunten Menge ihren Bummel, fröhlich-ernst, mit dem Gefühl des neugewonnenen Lebens und der wiederkehrenden Kraft. Das ist ein erquickender Anblick, nicht nur für alles weibliche — jedermann gönnt diesen jungen, schlanken Feldgrauen die Lust, die Welt mit strahlenden Augen anzusehn, und die stolze Freude, ihr ihre blanken Eisenkreuze zu zeigen. Glauben Sie mir, lieber Herr Doktor, es gibt kein im innersten Herzen froheres Wesen als einen genesenden Menschen; ich kann da ein Wörtchen mitreden.

Auch österreichische Offiziersuniformen tauchen zuweilen auf und finden „lebhafte Beachtung“. Es gibt sogar schon jüngere Dámen, die ganz genau wissen, daß e i n goldener Stern auf dem Kragen des Waffenrocks einen k. und k. Leutnant bedeutet.

Und in Ihrem Stückchen Berlin, mein lieber Herr Doktor, blüht, was vor dem Kriege mit den Engländern ... Flirt genannt wurde. Wie's jetzt heißt, kann ich Ihnen nicht früher verraten, als bis die verschiedenen urgelehrten Herren, die dabei sind, eine deutsche Bezeichnung für „Flirt“ zu finden, sich geeinigt haben. Soviel ist aber sicher: der grimmige Vorschlag, mit dem verhaßten englischen Wort auch die (anscheinend durchaus beliebte) Sache selbst abzuschaffen, wird in Berlin W. — aber auch in den anderen Stadtteilen — kaum Anklang finden. Mit der Namensänderung sind wir aber durchaus einverstanden. „Die Rose, wie sie auch hieße, würde lieblich duften,“ denken wir mit dem uns immer noch sympathischen Briten Shakespeare. Was sagen Sie zu ... Liebäugelei? Schön, nicht wahr? — — —

Da ich gerade von der Tauentzienstraße spreche.

... Ist Ihnen einmal ein Zeitungsblatt vor Augen gekommen, in dem von der „deutschen Mode“ die Rede war? Das ist nämlich das allerneueste bei uns. Eine noch ganz ungeklärte Sache, die viele weibliche Gemüter in schreckliche Erregung bringt. Was da werden wird, weiß niemand, und in einer Versammlung, die sich mit der Angelegenheit beschäftigte, sollen etwa fünfzig Damen ungefähr zweihundert Meinungen darüber vorgebracht haben. In unserer Tauentzienstraße habe ich jedenfalls irgendeine Spur der neuen deutschen Frauentracht noch nicht entdecken können. Was mich selbst betrifft, so bin ich der unbescheidenen Meinung, daß das vornehmste Kleid zurzeit das der Krankenschwester ist. Im übrigen mögen wir, bis die neue Mode kommt, unsere alten Sachen auftragen, ob sie nach französischen, englischen oder gar japanischen Mustern angefertigt wurden. Aber sagen Sie's, bitte, nicht weiter, daß ich mich zu einer so unbesonnenen Äußerung habe hinreißen lassen; meine besten Freundinnen würden mir das niemals verzeihen können.

Da haben es die Herren schon besser. Denen will

man nicht die Kleider sondern nur deren Namen ändern. Als ehemaligen „Gent“ wird es Sie gewiß interessieren, daß ein Smoking fortan entweder „Halbfrack“ oder „Rauchjacke“ heißen (die Meinungen sind auch hier noch nicht völlig geklärt), und ein Cuteway als ehrsamer „Schniepel“ durch sein glanzvolles Dasein gehen soll. Desgleichen werden „Ulster“, „Raglan“ und andere Bekleidungsgegenstände daran glauben müssen. Seien Sie also froh, daß Sie Ihre feldgraue Gardeulanen-Uniform tragen dürfen und fern sind diesem Kampfe, sonst müßten Sie schon jetzt Ihren werten Kleiderschrank umlernen und Ihr Leben mit den fürchterlichsten Sorgen belasten. — — —

Jawohl, Ihr alter Freund M. ist immer noch der Glanzpunkt zwischen Kadewe und Rankestraße und derselbe drollige Nörgler, der er vor dem Kriege war. Nein, worüber der Mann sich aufregen kann. Die Kraftwagen sind rar — also behauptet er, der Verkehr in Berlin habe aufgehört, und für ihn gebe es überhaupt keine Möglichkeit mehr, in eine „Première“ zu kommen oder zu einem Bahnhof oder sonstwohin . . . Einmal habe er versucht, die

Straßenbahn zu benutzen. Nie wieder! Die habe jetzt den allermerkwürdigsten Fahrplan, indem nämlich der Wagen, den man so ungeduldig erwarte, entweder gar nicht oder gestopft voll angekeucht komme. Ein feindlicher Schützengraben an der Yser sei dann leichter zu erobern als ein Platz in der Elektrischen! Und diese neuen Schaffner! Die Direktion soll eine besondere Auszeichnung für jene ausgesetzt haben, die mindestens drei Haltestellen richtig ausrufen können, und wer wenigstens eine trifft, erhält für diesen Tag eine Zulage. Und die Brotkarten . . . nee, das mache er überhaupt nicht mit . . .

Ich, mein lieber Herr Doktor, habe immer so ein Ding bei mir, und als ich am letzten Sonnabend, natürlich mit Familie, wieder einmal in unserem Literaten-Kaffeehaus war, konnte ich Ihrem Freunde zu einem belegten Kriegsbrot verhelfen. Seine Beziehungen zu sämtlichen „Obern" halfen ihm da nicht, und er wäre hungrig von dannen gewankt, wenn ich ihm nicht mit einem Fünfziggramm-Abschnitt und dann noch mit einem zweiten unter die fuchtelnden Arme gegriffen hätte. Als er

gesättigt war, begann er wieder darüber zu nörgeln, daß auch dieses Kaffee, sonst seine letzte nächtliche Zufluchtsstätte, schon um ein Uhr geschlossen würde, wie alle anderen Lokale. Das wäre doch wirklich unerhört! Die ganze „Bohème“ und die deutsche Literatur müßten unter solchem Zwang leiden.

In der Tat herrscht in diesen Kreisen immer noch eine sanfte Trauer über den Einuhr-Schluß. Eine mir nahestehende Dichterin hat ihr auch Ausdruck gegeben, indem sie sang:

Das Malheur ist ohne Grenzen
Der Kaffeehaus-Existenzen,
Denn sie sind doch erst um eins
Auf dem Gipfel ihres Seins.

Eins! so seufzen diese Braven,
Soll man dichten? Soll man schlafen?
Ach, ein trübes Ende kömmt:
Unser Dasein ist gehemmt . . .

Aber bis ein Uhr nachts sitzen alle Ihre Freunde, soweit sie untauglich sind zum Kriegsdienst, beisammen und zerbrechen sich den Kopf, welche

„Richtung“ nach dem Feldzug wohl die meiste Aussicht habe.

Der kleine Doktor, den man „Professor Allwissend“ nennt — Sie schätzen ihn ja sehr — soll dabei besonders tiefe und glänzende Aussprüche tun, und zwar jeden Abend neue unter Widerruf der von gestern. Ich weiß das aber nur vom Hörensagen, denn wenn die Literaturgespräche beginnen, liege ich schon längst in den Federn.

Bis auf heute, wo ich den von Ihnen verlangten Schwatz aus Ihrem lieben Stückchen Berlin rasch aufzeichnen mußte, damit Sie, wie Sie so hübsch sagten, „seinen Atem spüren.“

Ich grüße Sie und wünsche Ihnen alles gute! Und wenn Sie wieder was brauchen, lieber Herr Doktor!

Herzlichst . . .

Die Handtasche.

Elf Uhr nachts. Ein Kaffeehaus am Kurfürstendamm.

Das Paar, das eintritt, Umschau hält und endlich an einem eben freiwerdenden runden Tischchen Platz nimmt, ist sehr elegant. Das heißt: die schlanke, blondgefärbte Dame. (Es ist ein sehr schönes, goldiges Blond). Der Herr immerhin etwas weniger. Um den zu seiner Begleiterin passenden Eindruck völlig einwandfrei zu machen, dazu sieht er doch zu vierschrötig aus. Breit, kurz, dick, oder besser: fett. Und zu vergnügt und gutmütig. Aber Zylinder und Überrock tadellos, und der Anzug darunter — er wird unter den zärtlichen Händen des Kellners sofort sichtbar — zweifellos das Allerneueste.

Der junge Maler am Nebentische, der seinen Freunden gerade erzählt hat, daß er schon in den nächsten Tagen die Zierde eines Schipper-Bataillons in Polen sein werde, empört sich: „Wie kommt dieser Mensch jetzt zu einem Londoner Schneider?!“ Und wirft ihm einen vorwurfsvollen Blick zu.

Der kleine runde Herr bemerkt das nicht; er ist dabei, seine Bestellung zu machen. Aber er verlangt weder Austern und Sekt, noch sonst was, „das es nicht gibt“ (danach sieht er nämlich aus), sondern für die Dame einen Eiskaffee und für sich ein Pilsner. „Vielleicht eß' ich noch 'ne Stulle, Ober ... Sehn Sie mal nach der Küche, ob Rinderzunge da ist zum Belegen ... Aber erst das Pilsner ... Mir durstert immer, wenn ich Rotwein getrunken habe.“

Auch seine Stimme hat etwas Fettiges und Vergnügtes.

„Du hast doch die Brotkarte nicht vergessen, Adele?“ wendet er sich an die Blonde.

„Gewiß doch“, erwidert sie spitz. „Aber wie du nach unserem feinen Souper bei — sie nennt eine bekannte Weinstube in der Nachbarschaft — eine Schnitte (folglich stammt die Dame aus Breslau) essen kannst, das versteh' ich wirklich nicht.“

Es klingt nicht mehr spitz, sondern entrüstet.

„Nu, reg dich nicht auf, Schatz“, besänftigt er sie und tätschelt eine ihrer sehr stark beringten Hände. „Warum soll ich plötzlich nicht? ... Du weißt doch

um d i e Zeit krieg ich nu mal meinen schönen soliden Hunger . . . Das ist der Geburtsfehler von mir . . . Die Hauptsache ist, daß du die Brotkarte da hast. Das ist jetzt, Gott sei Dank, meine größte Sorge. Also erledigt . . . Übrigens guck dich mal ein bißchen um, Adele . . . Der Publikus sieht etwas anders aus, als früher, vor dem Kriege, wo wir hier noch Stammgäste waren . . . Weißt du, was ich finde? So auf den ersten Blick? . . . Die ganz Verrückten, die russischen Dichtör und Künstlör, die sind weg, und die anderen haben sich auch die Haare schneiden lassen . . ."

Er lacht, als ob jemand ihn kitzeln würde, dagegen blickt die Dame recht säuerlich darein.

„Immer diese Witze", sagt sie. „Laß das doch, es kann dir Unannehmlichkeiten zuziehn . . . Aber wenn du Wein getrunken hast . . . Natürlich . . . Übrigens habe ich den Witz schon einmal gehört, Fritz . . ."

Fritz bekommt einen roten Kopf und wird ärgerlich.

„Nee, hast du ein Gehör! . . . Alles hast du schon vier Wochen früher gehört . . . Neulich erst, wie das Telegramm von Hindenburgs Sieg in der Winter-

schlacht in Masuren gekommen ist, hast du's auch schon viel früher gewußt."

Frau Adele scheint recht befriedigt darüber, ihren Gatten aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht zu haben, und sagt milder:

„Schließlich muß es doch auch Literatur geben."

„Gott, warum nicht?" brummt er. „Von mir aus ... Ich bin sogar sehr dafür, wie du weißt ..."

„Guten Abend, Herr Salz", begrüßt er einen schmächtigen Herrn mit blonder Glatze, der an den Tisch getreten ist. „Auch da ... mitten mang die armen Leute? ... Welche Herablassung! ... Man munkelt doch, daß Sie mit Ihren weißen Bohnen ein klotziges Geld verdient haben ... Man zählt Sie ja schon zu dem neuen Geschlecht der Kriegsmillionäre ..."

Herr Salz lächelt etwas verlegen, aber sichtlich geschmeichelt. „Gleich eine Million?" wehrt er bescheiden ab. „Ihr Herr Gemahl beliebt zu phantasieren, gnädige Frau", wendet er sich an Adele, die wieder ganz Freundlichkeit ist. „Im Vermögen sollen Sie haben, Herr Weißmann, was an der ersten Million noch fehlt."

„Na“, lacht der Dicke, der seine gute Laune völlig wiedergefunden hat, und fährt sich über den kugelrunden Kopf mit dem kurzgeschnittenen grauen Haar, „was tu ich mit 7 Mark fünfundfünfzig Pfennig? . . . Übrigens was leugnen Sie erst lange? Der Voxpopuli hat einen feinen Riecher.“

Der Kellner bringt Eiskaffee, Bier und die Meldung, daß Rinderzunge da ist. Weißmann leert sein Glas auf einen Zug, bestellt ein frisches, dazu die Stulle und bittet seine Frau, ihm „50 Gramm Brot“ von der Karte „runter zu machen.“

Bei dieser Gelegenheit entdeckt die blonde Dame, daß ihr die Handtasche abhanden gekommen ist. Sie behauptet etwas unsicher, sie ihrem Gatten übergeben zu haben, als sie die Weinstube verließen.

„Nee, Adele“, erwiderte er mit einer gewissen Genugtuung, „du hast sie eben wieder mal liegen lassen . . . Sie heißt doch Handtasche, weil du sie nie in der Hand hast . . . Na, ich laufe mal rüber . . . Reg' dich erst nicht auf . . . Man kennt uns ja drüben . . .“ Damit erhebt er sich und schlüpft in den Überrock, den der Kellner schleunigst herbeigeholt hat.

„Und trink deinen Eiskaffee. Das wird dich be-

ruhigen ... Lieber Herr Salz, unterhalten Sie meine Frau ein paar Minuten ... Bin gleich wieder da."

Herr Salz bemüht sich, aber es will ihm nicht gelingen. Frau Adele starrt immerzu nach der Tür und kommt erst wieder zu sich, als Herrn Weißmanns strahlendes Gesicht auftaucht. Er schwingt eine elegante Handtasche und ruft gemütlich:

„Na also ... bis zum nächsten Mal, Adele ... Aber jetzt raus mit der Brotkarte ... Der Spaziergang hat mir Appetit gemacht."

Die Blondine erledigt diese Angelegenheit und beginnt dann die Tasche auszukramen.

„Die Boutons sind da ... Gott sei Dank ... und das Armband auch ..."

„Was?" ruft Weißmann, „du trägst deinen Schmuck mit dir rum in der Handtasche, die man immer liegen läßt ...?"

Sie wird etwas verlegen. „Ich dachte ... Die Zeiten sind doch so unsicher ..."

„Natürlich!" brummt er, „die Russen bombardieren schon Köpenick ... Haben Sie schon sowas gehört, Herr Salz?"

Herr Salz scheint sowas schon gehört zu haben. „Ja, ja . . . unsere Frauen“ . . . sagt er wehmütig.

Frau Adele, die bereits ihre Geldbörse untersucht, schreit leise auf: „Nein, das sollte aber nicht vorkommen, in so einem vornehmen Etablissement . . . Das ist doch unerhört . . .“

„Was denn . . . was denn schon wieder?“ fragt der Dicke nervös und wischt sich den Schweiß von der Stirn . . .

Weinerlich kommt es von ihren Lippen: „Ich habe doch 200 Mark gehabt im Portemonnaie . . .“

„Da sind doch zwei Hundertmark-Scheine. Was willst du denn?“ Er ist recht ungeduldig.

„Ja, ich habe aber doch zehn Goldstücke gehabt . . . Meine schönen Goldstücke . . .“

Die Augen des kleinen dicken Herrn werden ganz rund.

„Was hast du gehabt . . .? . . . Gold hast du gehabt? . . .“

„Und da hat einer die Unverschämtheit gehabt, sie in Papier umzuwechseln . . . Ohne mich zu fragen!“ . . . Sie ist tief entrüstet. „So was darf doch nicht — — —“

Herr Salz schmunzelt etwas ängstlich, Fritz Weißmann aber kann sich noch gar nicht fassen.

„Gold hast du gehabt? . . . Gold? . . . Und ich bin bei allen Bekannten geradezu berüchtigt, daß ich den Leuten abnehme, was nur nach einem Goldstück aussieht, und zur Reichsbank bringe, wo's hingehört . . . Und meine eigene Frau versteckt Gold vor mir!“

Er prustet vor Lachen.

„Wenn das jemand erfährt, bin ich unmöglich . . . Aber wie die drüben das gemacht haben, das ist ausgezeichnet“, fährt er fort, „aus—ge—zeich—net! Ein Dankschreiben kriegen sie von mir. Alle Achtung! . . . Und dir geschieht ganz recht, Adele. Du darfst nicht mal was sagen, wenn du dich nicht blamieren willst . . .“

Sie blickt ihn finster an und schweigt. Er fängt an, seine Stulle zu essen und bestellt das dritte Glas Bier. Sie löffelt ungnädig ihren Eiskaffee. Plötzlich sagt sie scharf:

„Und wenn du glaubst, Fritz, ich wüßte nicht, daß du selbst dir diesen schlechten Scherz erlaubt hast, mit dem heimlichen Umwechseln — — —“

Man sieht ihr an, daß sie bis an ihr Lebensende bei dieser Meinung zu bleiben gedenkt.

„Und Herr Salz ist mein Zeuge!“ schließt sie triumphierend und lächelt den frischgebackenen Millionär freundlich an.

Und jetzt schmeckt ihr sogar der Eiskaffee.

Die alten Herren.

Auffallend viele alte Herren sehe ich im zweiten Kriegssommer in Berlin.

Alte Herren ... so um siebenzig herum ... Mit schönem schneeweißen Haar oder gar keinem ... glattrasiert oder mit ehrfurchtgebietenden Bärten.

Sie treten, da die jungen Männer fehlen, stärker hervor als sonst; auf den Bummelstraßen, in den Konzertgärten, in den Kaffees. Überall trifft man sie.

Auch jene, die in anderen Sommern die Heilbäder aufzusuchen pflegen, um dort für die nächsten drei Monate „mindestens um zehn Jahre jünger" zu werden. Ich glaube, so sagt man, wenn man ihnen im September wieder begegnet. Aber diesmal ist ihnen das ohne Reise und ohne Kur gelungen, und besser und für länger.

Wirklich, sie sind viel jünger und frischer geworden, die alten Herren — es ist eine Freude, sie anzusehen. Ob dies daher kommt, daß die weibliche

Jugend sich ihnen wieder mehr anschließt und sie umblüht mit dem Duft und den Farben des Frühlings? Vielleicht ...

Die Großpapas sind in Mode.

Wie anno ... ich weiß nicht recht. Aber in alten, ganz alten Romanen ist davon zu lesen. Es muß einmal eine Zeit gegeben haben, da sie bei der Damenwelt zwischen fünfzehn und siebzehn außerordentlich geschätzt und beliebt waren — das gütige Schicksal der Backfische; die Vertrauten in allen Herzensangelegenheiten; die Helfer in sämtlichen Nöten. Das ist aber gewiß schon sehr lange her. Wenigstens kommt in neueren Romanen dergleichen gar nicht mehr vor.

Brüder, Vettern, Freunde, Bekannte — was nicht im Felde ist und sich dort für das Vaterland müht, hat furchtbar viel zu tun in Berlin. Papa zerreißt sich vor Arbeit, und Mama kommt kaum in Betracht. Aber Großpapa ... das gibt gleich ein anderes Bild. Großpapa hat immer Zeit und ist nebenbei auch etwas männliches.

Und man „macht sich" so nett neben ihm; je hübscher man ist, um so netter. Das kann man

jeden Augenblick beobachten, denn, wie gesagt, die Großpapas sind jetzt überall zu finden. Als Begleiter von Enkelinnen, Großnichten und sonstiger junger Weiblichkeit aus dem näheren und weiteren Familienkreise. Bei so einem alten Herrn kommt es ja nicht so genau darauf an, ob die Ahnentafel auch wirklich bis aufs i-Tipfelchen stimmt. Wenn man eine gute Freundin hat und selbst keinen geeigneten Großpapa, darf man ruhig an dem ihren teilnehmen. Das ist doch selbstverständlich. Wenn der alte Herr nur ein richtiger Großpapa ist, fühlt er sich als solcher der ganzen Jugend gegenüber und hat nichts dagegen. Im Gegenteil. Jemehr sie ihn umschwirrt und umzwitschert, desto strahlender sieht er darein.

Wie gesagt, es macht sich sehr nett. Schon deshalb, weil es immer so aussieht, als führten da brave, zärtliche Enkelmädelchen ihren lieben alten Herrn spazieren, in den Zoo, in die Konditorei, ja selbst ins Kino . . . Damit er nur ja nichts entbehre in dieser schweren Zeit.

Die Großpapas sind in Mode.

* * *

Aber es gibt auch alte Herren, die keine Großpapas sind. Oder kein Talent dazu haben und doch das Gefühl, daß ihr goldenes Zeitalter angebrochen ist.

Die sich so ein bißchen elegant machen und mit Siegerlächeln Blicke aus blauen und braunen Augen auffangen. Sieh mal an, was für Erfolge man noch haben kann, wenn die Jungen im Felde sind und andere Eroberungen machen. . . . Mit weißem Haar . . . oder gar keinem. Bei Frauen, die sich ein wenig langweilen, trotzdem sie diese modernen weiten Kleider, zu denen man so viel Stoff braucht, genug beschäftigen . . . Und diese Sammetbänder und die Löckchen an den Ohren. Aber das paßt doch sehr hübsch zusammen: die altväterischen Herren mit ihrem ritterlich-zuvorkommenden, zuweilen etwas gezierten Wesen und die Damen in der neuen Biedermeiertracht. . . . Und wenn sie miteinander sprechen, gibt es immer eine nette, vernünftige und vergnügliche Unterhaltung. Mit verschollenen Artigkeiten und verblaßten Komplimenten. Und nebenbei erfährt man stets, was der große Bismarck gesagt und getan haben würde,

hätte er diese Zeit noch als Reichskanzler miterlebt. Denn das wissen alle alten Herren ganz genau.

Was sie freilich nicht hindert, sich in diesen schweren Tagen das bißchen Freude dort zu holen, wo es für sie zu haben ist . . . bis die andern, die Jungen, sieggekrönt heimkehren.

„Der Jüngling kämpft, damit der Greis genieße," sagt Goethe. Wenn er's auch nicht ganz so gemeint hat. . . .

Unsere Leni.

Leni war siebzehn Jahre alt und kam aus einem kleinen Dorfe in Österreich-Schlesien (bei Hotzenplotz an der preußischen Grenze) nach Berlin. Um sich einen Dienst zu suchen, Geld zu verdienen und — sagte sie — etwas zu lernen.

Am frühen Morgen war sie eingetroffen, und am Nachmittag schon zog sie mit ihrem Köfferchen bei uns ein.

Ein ganz hüsches, frisches Landmädel mit roten Backen und erschreckend schlechten Zähnen. Die wollte sie sich übrigens in Berlin „reparieren" lassen. Man hätte ihr in Spitzdorf — so hieß ihr Heimatort — gesagt, daß es so was gäbe wie ein künstliches Gebiß, „zum rausnehmen, wenn einem die Zähn' wehtun". Und die ganz reichen Leute ließen sich goldene Zähne machen „für die Sonntäg'" und „beinerne" für die „Wochentäg'". Sie selbst werde sich vorläufig noch mit beinernen begnügen müssen.

Die ihr zugewiesene Arbeit schien für Leni keine

besonderen Reize zu haben, sie tat sie schlecht und recht; dagegen wandte sie vom ersten Augenblick an ihr Interesse der deutschen Reichshauptstadt zu, und von Tag zu Tage wurde es größer, stärker und glühender.

Sie sagte träumerisch:

„Alsdann . . . am Bahnhof, wo ich ausgestiegen bin . . . Da ist doch das eine Ende von Berlin, nicht? . . . Und da möcht ich halt immer weiter gehn, immer weiter und weiter, bis ich einmal zum andern Ende komm' . . . Wo die Felder sind und der Wald und die Berg' . . . Wie in Spitzdorf . . . Das möcht ich einmal, und wenn's eine ganze Wochen dauert oder noch länger . . .“

Wir konnten uns leider nicht entschließen, ihr den hierzu nötigen Urlaub anzubieten.

„Und die Leit'“, sagte sie ein andermal, „jej, was sind die kurios! Alsdann . . . wirklich komisch! Wenn ich auf die Gassen runterkomm', nachher fragen sie mich immer: „Fräulein, sa . . . a . . . a . . . n Se ma . . . a . . . a“ — sie machte das sehr drollig nach — „saaan Se maaa, wie komme ich woll nach der Schwäbischen Straße? . . . Oder

nach der Lutherischen Straße? ... Ja, wie soll i ch denn das wissen? Ich bin ja ka Hiesige nicht!" ... Und nach einer kleinen Pause: „Und ka Lutherische bin ich auch nicht."

„Sie müssen den Leuten eben sagen, daß Sie es selbst nicht wissen, Leni."

„Aber man muß doch freundlich sein mit die Leit' und ihnen helfen, nicht? ... Da sollten Sie einmal in Spitzdorf einem Fremden sagen, daß Sie nicht wissen, wo die Kirchen ist oder der Pfarrhof oder der Weg zum Schmied ... Oje, oje" ... Sie lachte unbändig, um nach einer Pause des Nachdenkens fortzufahren: „Und mancher glaubt's vielleicht gar nicht, daß ich's nicht weiß."

Es war nicht so leicht, sie darüber hinwegzutrösten.

„Ja, man muß sich ja schämen vor die Leit', wenn man da wohnt, und das alles nicht weiß!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Wir hatten sie in den Zoologischen Garten geschickt und dachten, wunder wie glückselig sie heimkehren würde. Aber sie verhielt sich den ganzen Abend über sehr nachdenklich.

„Was haben Sie denn? Hat es Ihnen nicht gefallen?"

„O scheen, sehr scheen war das“, sagte sie traurig. „Aber ich muß halt immer denken . . . Alsdann der Zoologische Garten . . . Schaun's . . . Wir haben doch sooo viel Platz bei uns in Spitzdorf . . . so viel Platz . . . Da muß ich immer denken: warum ist denn der Zoologische Garten mit allen den schönen Bestien und mit der Musik und den Soldaten nicht bei uns in Spitzdorf?“

Von den Warenhäusern, die sie fast in Verzückung versetzten, war sie der gleichen Ansicht. Wenigstens eines müßte in Spitzdorf sein, wo es gar so viel schönen Platz dafür gebe, während es in Berlin doch schon so wie so eng genug sei. Manchmal könne man gar nicht durchkommen durch die Menge Menschen.

Kurz, von allem Großartigen, das ihre Bewunderung erregte, versetzte sie das Großartigste in ihren Gedanken schleunigst in ihr Heimatdorf und wies ihm seine richtige Stelle an. Und träumte vor mir mit strahlender Miene, was die Leute dort sagen würden, wenn die Herrlichkeiten, die sie ihnen zudachte, plötzlich vor ihnen erständen. Wie ihre Mutter sich die Augen reiben möchte,

wenn sie eines Morgens, während sie in den Stall ginge zu den Ziegen, ein Berliner Warenhaus vor sich sähe, und wie ihr kleiner Bruder nicht mehr wegzubringen wäre von so einem Fahrstuhl; immerzu wollte er rauf und runter fahren, immerzu . . . Aber sie werde es dem Lausbuben schon beibringen, daß die Schule vorgehe . . .

Ihre größte Sehnsucht aber war, jemandem aus ihrer Heimat in Berlin zu begegnen, und ihre Freude, sich in jedes Menschengedränge zu mischen und Umschau zu halten nach einem aus Spitzdorf. Besonders des Sonntags, wenn sie hübsch angezogen, den netten Sommerhut auf dem blonden Kopf und „die neuen Zähn' im Maul", spazieren ging. So, meinte sie, müßte sie ein Landsmann aus ihrem Dorfe einmal sehn . . . „Der möcht aber Augen machen, wenn ich so dahergeh wie eine richtige Gräfin . . ."

Wie entrückt war sie mit ihren Phantasien. Und eigentlich freuten wir uns über die hübsche Art, wie das blutjunge Ding sein Heimweh äußerte. Denn etwas anderes war es wohl nicht.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ganz unerwartet erfüllten sich Leni's wunderliche Träume.

Das hing mit dem Kriege zusammen. Eigentlich hatte sie nach Hause fahren wollen, als es plötzlich so unruhig wurde in der Welt. Ihre Eltern schrieben ihr aber, sie solle nur bleiben, wo sie sei. In Preußen wäre es auf alle Fälle sicherer als im schlesischen Land, wohin die Russen es so viel näher hätten. Daheim könne man sie jetzt überhaupt nicht brauchen, da sie für die Feldarbeit zu schwach sei . . .

Leni fand sich, nachdem die Flut ihrer Tränen versiegt war, in ihr Schicksal. Es war ja so viel los in Berlin, und wohin immer man ging, überall sah man Soldaten. Junge Soldaten, die in ihren neuen feldgrauen Uniformen in den Krieg zogen und doch lustig in die Welt blickten und allen zuwinkten und zulachten, besonders den Mädchen. Dabei mußte unsere Leni nun sein, so oft es sich tun ließ, und stets war sie mit einem Sträußchen versehen oder einer Tafel Schokolade oder mit einer Zigarre und strahlte über das ganze Gesicht, wenn sie einem schmucken Krieger ihre Liebesgabe

reichen konnte. Dann stand sie noch ein Weilchen da, blickte den Soldaten nach und ging schließlich mit rotgeweinten Augen nach Hause. Wie's nur denen aus Spitzdorf ergehen mochte, das war ihre schwerste Sorge. Sie kannte ja alle miteinander und wußte sie mit Namen aufzuzählen, die gerade bei Militär dienten, und nicht minder Reservisten und Landwehrleute, die man wohl auch schon einberufen hatte wie in Berlin ... Und wie traurig es dort aussehen mußte, wenn alles männliche fort und die Russen in solcher Nähe waren — vielleicht schon in Hotzenplotz . . .

Eines Vormittags kam sie ganz aufgeregt von einer Besorgung zurück. Sie habe einen „Unsrigen" gesehn, erzählte sie. Einen Österreicher . . . einen Offizier . . . Ich sollte ihr doch ja glauben . . . An seiner Kappe hätte sie ihn erkannt und täusche sich nicht . . . Etwas eilig sei er die Straße, in der wir wohnen, hinaufgegangen, und die Sporen an den Stiefeln hätten leise geklirrt . . . Ein Herr, hochgewachsen, hager, nicht mehr jung, denn sein Schnurrbart sei schon grau gewesen . . . Erst habe ihr der Atem stillgestanden vor Schreck oder Über-

raschung, sie wisse nicht. Dann sei sie dem Offizier nachgelaufen, aber im Hause Nummer soundso — dem unseren schräg gegenüber — wäre er verschwunden gewesen, und sie habe sich doch nicht getraut, den Pförtner nach dem Herrn zu fragen. Der würde am Ende glauben, sie sei eine Spionin ... Und das müsse doch etwas zu bedeuten haben, wenn ein „unsriger“ General oder sowas ähnliches in Berlin sei. Und ob in der Zeitung nichts darüber stände. Und wie sie's nur anstellen könnte, um das herauszukriegen; sie würde nicht mehr schlafen können, ehe sie es wüßte ...

Aber sie brauchte gar nicht bis zum Einschlafen zu warten; die Ereignisse entwickelten sich viel schneller.

Als ich gegen Abend — es war noch hell — am offenen Fenster stand, sah ich einen Soldaten in einer mir unbekannten Uniform des Weges kommen. Na, ein österreichischer General war das auf keinen Fall, aber ich rief dennoch Leni herbei und machte sie auf den jungen Menschen aufmerksam, der ganz forsch, wenn auch ein wenig tänzelnd, dahinschritt.

„Jej“, sagte sie, „ein unsriger . . . Wirklich ein unsriger . . . Mit einer grauen Kappen . . . Wirklich wahr . . .“ Sie war ganz rot geworden vor Eifer. „Aber das ist kein Offizier, das ist ein Soldat . . .“ Sie beugte sich weit zum Fenster hinaus. „Ein Gefreiter ist's! . . . Schaun's, gnä' Fräulein, e i n Stern hat er am Kragen . . .“ Plötzlich fuhr sie zurück und schrie: „Jesus Maria und Josef! . . . Das ist ja der Pepi . . . der Metzner Pepi aus Spitzdorf . . .“

Flog aus dem Zimmer und war weg, ehe ich noch etwas fragen konnte.

Der Soldat, der gerade an unserem Hause vorüberging, blieb wie angewurzelt stehen, blickte mit einem zweifellos sehr erstaunten Gesicht um sich und schließlich zu mir herauf. Starrte mich einen Augenblick an, als erwarte er ein Wort oder ein Zeichen — es machte mich fast verlegen. Dann marschierte er kopfschüttelnd weiter, um nach einer Minute wieder stehen zu bleiben und seinen Kopf dem Fenster zuzuwenden. In demselben Augenblick stürzte Leni auf ihn zu und im nächsten lachten die beiden sich an und schüttelten sich die Hände.

Es mußte also wirklich der Metzner Pepi aus Spitzdorf sein. Was sie miteinander sprachen, konnte ich natürlich nicht hören, aber als das Mädchen nach mir wies, nahm der Soldat eine stramme Haltung an und salutierte andauernd und feierlich, bis ich ihm mit einem gewiß nicht unfreundlichen Lächeln zunickte.

So war unsere Bekanntschaft gemacht. Eine Viertelstunde später wußte ich, daß der „Titulargefreite“ Josef Metzner von den Jägern in Teschen der Bursche eines Oberstleutnants sei, der zum deutschen Generalstab in Berlin kommandiert war. Man hätte gerade den Pepi als Begleiter des Offiziers gewählt, weil er doch von der Grenze sei und „mit die Preißen“ von früher umzugehen wisse. Eine ganze Woche sei er schon hier, habe aber bis heute morgen im Hotel gewohnt mit seinem Herrn, und nun freue er sich furchtbar, daß er so bald die Kathner Leni gefunden, ohne sie erst suchen zu müssen . . . Und er lasse freundlichst anfragen bei der „gnädigen Herrschaft“, ob er so frei sein dürfe, seine Landsmännin in allen Ehren zu besuchen. Denn er habe viel freie Zeit, da der Herr Oberstleutnant doch den Tag über

mit seinen Kameraden beisammen sei und manchmal sogar bis tief in die Nacht, und er, der Metzner Pepi, sich zuweilen gar so viel langweile und „eine Ansprach'" haben müsse in der Fremde.

Na, die Erlaubnis wurde gern erteilt, und nie habe ich unsere Leni vergnügter und glücklicher gesehn als an diesem Abend. Sie küßte meiner Mutter und mir die Hand und schlug meinen Vater durch ihre beharrlichen Versuche, ihm die gleiche Ehrung zu erweisen, in die Flucht.

— — — — — — — — — — — — — — —

Seitdem hatten wir — sozusagen — österreichische Einquartierung in unserer Küche. Der Metzner Pepi war ein lustiger und anstelliger Junge und machte sich in der Wirtschaft nützlich, wodurch er der kleinen Leni die Arbeit nicht wenig erleichterte. Selbst auf's Kochen verstand er sich. Er begleitete Leni, die ihn so ein bißchen tyrannisierte, auch auf den Wochenmarkt am Wittenberg- oder Winterfeldplatz und trug dann die Obst- und Gemüsetasche, sowie alle schweren Sachen, während Leni wie ein Fräulein nebenher ging und sich von allen Dienstmädchen, besonders unserer Straße, um den feschen

Österreicher in seiner mausgrauen Uniform beneiden ließ. Daß sie alle ihm so freundliche und verliebte Augen machten, bekümmerte sie sehr, aber — so sagte sie mir — sie passe schon tüchtig auf, daß sie ihm nicht zu nahe kämen, wenigstens wenn sie selbst dabei war. Freilich, wie er's sonst treiben mochte ... die Berliner Mädel seien schlimm genug, und die Spitzdorfer Burschen ... na, sie wolle nichts sagen, aber in der ganzen Gegend zuhaus erzähle man sich verschiedenes ...

Nun freute sie sich auch, daß der Zoologische Garten und die Warenhäuser und die Kinos nicht nach Spitzdorf hingezaubert, sondern noch in Berlin waren. So konnte sie ihm alle Herrlichkeiten zeigen und sich an seinem Staunen weiden. Wenn sie spazieren gingen, half sie ihm gern beim Salutieren der deutschen Soldaten, deren Rangabzeichen sie genau kannte. Sie machte ihn auf alle aufmerksam, denen er die Ehrenbezeichnung zu leisten hatte, und wenn ihn ein preußischer Unteroffizier oder gar ein Offizier ansprach und der Pepi „gar so gescheidt" Bescheid zu sagen wußte, strahlte sie vor Stolz und Freude.

Um so größer war ihr Schmerz, als Josef Metzner nach etwa drei Wochen zu seinem Regiment zurückgerufen wurde. Es ging ja jetzt in den Krieg gegen Russen oder Serben, und der arme Junge hatte Mühe, das Mädel zu beruhigen. Sie kam aus dem Heulen nicht heraus und erklärte, daß sie mitgehen werde mit dem Pepi und seinem Regiment. Sie hätte doch gehört, es gebe so was wie Marketenderinnen, und als Krankenschwester könnte sie doch auch in seiner Nähe bleiben. Der Pepi redete ihr das alles aus ihrem verwirrten Köpfchen, aber sie beruhigte sich nicht eher, als bis er ihr versprochen hatte, gewiß und wahrhaftig lebendig zurückzukommen aus den Schlachten. Und dann wollten sie heiraten, denn sie hatten sich miteinander versprochen, und beim Abschied steckte er ihr und sie ihm einen Ring an den Finger.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Darauf hielt Leni es nicht mehr aus in Berlin. Nach zwei Wochen mußten wir sie nach Hause schicken. Dort erwartet sie den Metzner Pepi. Und wenn er wiederkommt, so schrieb sie uns, wird sie wieder von sich hören lassen.

Und es wird ihr dann, denke ich, wohl ganz gleichgültig sein, daß es in Spitzendorf keinen Zoo und keine Warenhäuser mit Fahrstühlen gibt.

Im Zoo.

Ich sitze da „Sommerfrische".

An dem stillen Teich, wo die gelben Seerosen blühn. Über die großen, dunkelgrünen, schwimmenden Blätter trippeln wunderkleine junge Entlein und lassen sich sacht ins Wasser gleiten. Ihre dicke Mama schnattert vergnügt. Es hört sich an, als lachte sie.

Und irgendwo gurren die Tauben. Oder ein blutjunger Hahn übt sich im Krähen. Man sieht ihn ordentlich vor sich, wie er den rotbefransten Kopf in die Höhe reckt und sich anstrengt.

Selbst im fernsten Dorfe kann das nicht echter klingen. Nun, dafür ist man ja im Zoo.

Aber ganz nah bei mir ist schon die Stadt. Berlin W . . . Zwei Jungen. Einer sieben, der andere gewiß noch nicht sechs. Dieser blond, jener schwarz. Der Schwarze heißt . . . wie die Buben im bayrischen und manch anderem Viertel dort eben heißen . . . Volker. Von dem kleineren weiß ich den Namen nicht, aber ich wette auf Horst oder Dietrich. Ein

hübscher, blondköpfiger Junge, schlank und rank. Er sitzt auf der Bank, läßt die nackten Waden baumeln, eine „Stulle“ in der Hand, und kaut an einem hastigen Bissen. Der ältere neben ihm hat das Gehaben eines wohlwollenden Geheimrats. Etwas kritisch sieht er durch seine Brille in die Welt.

Ein Schwalbenschwarm fliegt über den Garten dahin und umkreist die Türme der nahen Gedächtniskirche.

„Kiek mal,“ sagt der Blonde, „die machen Hochzeit.“

Volker geruht den Blick zum Himmel zu erheben.

„Fräulein Lütiti und Herr Kiwitt empfehlen sich als kriegsvermählt“ . . . fährt der Knirps glückselig fort und in seinen Augen ist ein Träumen, als höre er ein Märchen von Andersen.

„Ob die was wissen vom Krieg, Volker?“ setzt er hinzu.

„I wo“, meint der mit der Brille. „Haben ja keine Ahnung . . . und das mit der Hochzeit ist Quatsch . . . Die üben doch den Flug in die warmen Länder . . . nach Italien und so . . .“

„Nein . . . wirklich . . .“ staunt der andere.

„Natürlich doch, das haben wir erst in der letzten

Stunde gehabt ...“, sagt er etwas verächtlich. „Wer hat dir denn den Unsinn erzählt mit der Hochzeit?“

„Unser Fräulein.“

„Na ja, das Fräulein ... Fräuleins denken immer an Hochzeit und Kriegstrauung . . . Unsere war auch so . . .“

Das scheint dem blonden Jungen durchaus einzuleuchten.

„Schwalben und Störche sind Zugvögel“, doziert der andere äußerst wichtig.

„Na“, ruft der Kleine und in seiner Stimme ist Zuversicht, „aber die Störche werden in diesem Jahre nicht fortziehen, nicht?“

„Meinst du, die werden bei uns frieren? . . . Da wären sie schön dumm.“

Da er bemerkt, daß sein Freund ein betrübtes Gesicht macht, läßt sich der kluge Volker zu der Frage herab:

„Du glaubst wohl wegen Zeppeline und Flieger und so . . . weil die jetzt im Krieg immer rumfliegen in der Luft?“

„Nei . . . en“, stottert der Blonde und wird ganz rot, „es ist ja bloß, weil Vati uns zu Weihnachten

ein neues Schwesterchen versprochen hat, was ich mir doch so gewünscht habe . . .“

„Ach so“, sagt Volker und ist wieder durchaus Wohlwollen und Güte.

„Und wenn nu so'n Storch nach Italien fliegt oder zu den Franzosen oder Russen, so bringt er mir doch eine feindliche Schwester . . . Nicht?“

Volker runzelt die Stirn, denkt eine Weile nach und fährt den Kleinen, der ihn fast flehend ansieht, rauh an:

„Das sag' ich dir aber: mit einem Jungen, der eine feindliche Schwester hat, mit dem spiel ich nicht mehr!“

Es klingt wirklich drohend.

Der Blonde sieht recht unglücklich darein, und Volkers Herz erweicht sich.

„Na, vielleicht bringt dir der Storch wenigstens eine neutrale Schwester . . . Und denn ist's ja gut . . .“

Auf dieser Grundlage bleibt die Freundschaft anscheinend bestehen.

* * *

Im Zoo . . . Es ist Abend, die Musik spielt.

Ein Feldgrauer nimmt an einem Tische Platz, an

dem ein Herr und eine Dame sitzen. Eine Unterhaltung kommt bald in Gang. Der Mann spricht laut. Man hört, daß er ein Schlesier ist; er braucht es nicht erst zu erzählen. Der Herr läßt ihm ein Glas Bier bringen, dann ein zweites. Es wird gern und mit bescheidenen Dankesworten angenommen. Warum nicht? Der Tag ist heiß genug.

Aber der etwa vierzigjährige Feldgraue ist nicht nur ein bescheidener, sondern auch ein gemütlicher und umgänglicher Mann. Er weiß, was sich schickt, und zieht aus seiner hinteren Hosentasche eine Düte, die er behutsam öffnet. Es ist allerlei Zuckerwerk darin.

Artig bietet er dem Herrn daraus an, dann auch der Dame. Die meint jedoch:

„Aber ich bitte Sie ... ich werde doch nicht einen Feldgrauen berauben ...“

„Och ... nehmen Se bloß“, redet er ihr freundlich zu, „und tichtig ... Und wegen berauben? ... Nee ... Ich eß ja das Zeigs nich ... Nee ... Das hab ich doch bloß für die Affen mitgebracht ...“

Und sah seine Gönner sehr verwundert an. als diese in ein herzliches Lachen ausbrachen.

Hexenkessel.

Man ist krank gewesen. Nun geht es schon besser. Aber noch nicht so, daß man aufstehen und sich beschäftigen darf. Es ist etwas Zittriges und Zuckendes zurückgeblieben, und manchmal spinnt man wachen Auges noch an Träumen. An diesen Träumen . . .

Der Liegestuhl im Arbeitszimmer vorn ist aufgebettet. Dort liegt man tagsüber, weil es da hell und luftig ist. Und ruhig.

O, sehr ruhig . . . für Gesunde. Aber ein Kranker horcht mit allen Nerven.

Man hört die Polterarbeit der Müllfuhrleute an ihren phantastisch-häßlichen Wagen. Und die Hupen trompeten. Eine schrill, die andere dumpf; eine wie ein Gassenjunge, die andere wie ein königlicher Hofopernbassist. Man fragt sich gequält, warum sie nicht alle auf einen „Ton" gestimmt sind? Geht das nicht, oder liegt den Leuten nichts daran? . . .

Mindestens einmal am Tage platzt vor unserem Hause das Gummirad eines Autos mit fürchter-

lichem Knall. Man schrickt, was einem noch dazu verboten ist, zusammen und hat den dringenden Wunsch, irgendwo in der Welt zu sein, wo es ganz, ganz, ganz still ist. Auch wenn man das Fenster öffnet.

In der Stube über uns trampt das Dienstmädchen. Klick . . . klack . . .klick . . . klack . . . geht es. Unaufhörlich. Immerfort . . . Sie räumt auf. Es ist erstaunlich, wie viel Zeit sie dazu braucht. Zum hundertsten Male nehme ich mir vor, ihr ein geheimnisvolles Paket zu schicken. Inhalt: Filzpantoffeln. Und mein Bruder soll einen Zettel schreiben:

„Ziehst du an die Filzpariser, holde Fee,
Die ich dir tu schenken,
Werde ich vom Scheitel bis zur Zeh
Ewig an dir denken.
Ungenannt, doch wohlbekannt . . ."

Aber mein Herr Bruder will nicht. Die Verse sind ihm zu schlecht.

Kaum ist man ein bißchen heiter geworden, fangen die Wandervögel-Gymnasiasten in der Wohnung unter uns an, mit Klavierbegleitung zu singen.

„Ade, mein Land Ti . . . ro . . . o . . . ol . . .",

bis der arme Andreas Hofer erschossen ist. Und zur weiteren Erhöhung der Lebensfreude folgt das schöne Lied:

„Morgenrot . . . Morgenrot,
Leuchtest mir zum frühen Tod . . .“

und, nachdem es schon eine ganze Weile still geworden war:

„Zu Straßburg auf der Schanz',
Da ging mein Trau . . . au . . .ern an . . .“

Man wird ganz melancholisch.

*　*　*

Der Liegestuhl ist an den Schreibtisch gerückt. Auf dem steht der Fernsprecher. Ein Papierknäuel zwischen Hammer und Glocke hat sein Läutewerk zum Schweigen verdammt.

Krrr . . . krrr . . . knurrt er ganz leise und unzufrieden.

Dafür klingelt's um so heftiger am Nebenapparat im hinteren Gange.

Und jedesmal macht es mir unaussprechliches Vergnügen, den Hörer bei meinem Tischtelephon abzuheben und so ein bißchen mitzulauschen. Man

kann nämlich alles hören, und schließlich will man doch erfahren, was los ist in der Welt, und ob sie sich noch so beträgt wie vor vierzehn Tagen. Ehe man sich hinlegte.

Sie beträgt sich noch genau so.

Gegen zehn Uhr kommt der erste Anruf. Mutter geht überhaupt nur an den Apparat, damit das schrille Klingeln aufhört. Sie weiß, wie wir auch, daß es sonst keinen Zweck hat, und sagt gleich, ohne unseren Namen zu nennen:

„Hier . . . die falsche Verbindung!"

Es stimmt immer. Wir wissen das ganz genau. Irgendwo in Berlin sitzt ein zerstreuter Herr. Der verlangt täglich gegen zehn Uhr vormittags unsere Nummer. Es ist nur ein Fehler dabei. Die Nummer, die er dem Verbindungsamt angibt, ist richtig, er will aber nicht unser Amt, sondern ein anderes. Aber das sagt er eben nicht.

Jedesmal entschuldigt er sich artig und verspricht, daß das nie mehr vorkommen werde, aber er hält nicht Wort. Vielleicht macht es ihm Spaß, uns zu stören.

Dann kommen nach und nach die Anfragen über

mein wertes Befinden. Es ist wirklich sehr nett von den Leuten, daß sie sich ein wenig um mich kümmern.

Zwischendurch wieder ein paar falsche Verbindungen. Ein etwas stürmischer Anrufer behauptet, bei uns müsse es unbedingt einen Herrn Gilka geben. Er wolle Gilka haben.

Mein Bruder bietet ihm sehr höflich einen „Mampe" an mit der Begründung, daß der auch ein guter Schnaps wäre. Aber der Mann wird schrecklich ausfällig und droht mit einer Klage. Darauf wird der Hörer schleunigst angehängt.

Aber nach drei Minuten kommt derselbe Mann und verlangt wieder den Gilka. Er erhält dasselbe freundliche Angebot und beginnt von neuem zu toben; diesmal glücklicherweise gegen das Amt. Auf dieser Grundlage kommt eine Versöhnung zwischen uns zustande.

* * *

Und wenn ich eine halbe Stunde ganz allein bin, so in der Dämmerung, nehme ich den Hörer ans Ohr und horche auf eigene Faust in die Welt hinein.

Man glaubt, hundert Stimmen auf einmal zu vernehmen und hundert Bruchstücke der seltsamsten Gespräche. Hier eine Frage, auf die niemals eine Antwort erfolgt, da eine Antwort, deren Frage mich nicht erreicht hat.

Wie in einem Hexenkessel sitzt man.

Es raunt, brummt, knattert, redet, schreit, lacht und weint aus der kleinen schwarzen Muschel. Wie tolles Zeug hört sich's an, wie Spuk und Fiebertraum.

Berlin in Stimmen . . . .

Mit allem, was darin webt und lebt, brüllt und flüstert, hofft und verzweifelt, sich freut und ängstigt . . .

Und draußen ist Krieg . . .

Wüßte ich's nicht, hier kann ich's erfahren. Mit allem Jubel, mit allen Schmerzen.

Wenn die Uhr auf die achte Stunde geht.

Ganz genau weiß ich, daß jetzt die ersten Acht-Uhr-Abendblätter unter die Leute gekommen sind.

Ich höre ihren Inhalt. Hier ein Stück, dort ein Stückchen . . . Was der Berichterstatter meldet. Aus dem Osten, aus dem Westen, höre von Siegen, von

Greueln, von Heldentaten und von Verrat, Und sehe die Welt in Flammen. Alles durcheinander. In tausend Stimmen. Ganz Berlin ist am Fernsprecher.

Ein Hexenkessel ... So muß es in der Hölle sein, wenn die sündhaften Menschenworte hinabdringen in furchtbaren Tönen an Satanas horchendes Ohr.

Der Kopf wirbelt mir. Ich hänge den Hörer an.

Marktpsychose.

„Ein zeitgemäßes Frauenleiden ... Die weibliche Abart der sogenannten Kriegspsychose ... Ein noch wenig erforschtes Sondergebiet auf dem weiten Felde der Nervenstörungen ... Hervorgerufen und genährt durch Zwangsvorstellungen, die im höchsten Grade ansteckend wirken usw. usw. ...“

Solches sagt der Arzt, der allsogleich im Bilde ist, und verschreibt Validol oder Brom, oder beides zusammen in der neuesten Mischung.

Im übrigen wende man sich vertrauensvoll an die erste beste Berlinerin, zu deren Pflichten es gehört, einen bürgerlichen Haushalt mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Versorgen ... nie gab es ein treffenderes Wort! Die schlichte Frage nach dem augenblicklichen Preise der Milch, des Fleisches, der Butter, der Eier genügt für den Anfang, wenn sie auch durchaus nicht ausreichend ist. Immerhin dürfte die Auskunft ein ahnungsvolles Bild geben von Art und Wesen der Krankheit. Auf alle Fälle aber wird der Wißbegierige den Schauplatz der

Unterhaltung mit dem Gefühl einer unsäglichen Freude darüber verlassen, daß er weder eine Kuh ist, noch eine Henne, noch auch mit der Gewinnung oder Verwertung jener kostbaren und köstlichen Erzeugnisse der Landwirtschaft irgendwas zu tun hat.

Marktpsychose ist . . . wenn man . . .

Wenn man den ganzen Sonntag über die quälende Sorge mit sich herumschleppt, ob man am Montag, früh 7 Uhr, daran denken werde, das für die nächste Woche notwendige Mehl zu beschaffen. Solches darf, wie man wohl weiß (aber zu vergessen fürchtet), in den Geschäften nur bis zum Mittwoch zum Verkauf kommen. Nicht ohne weiteres freilich, sondern gegen einen gewissen Teil der Brotkarte . . . 250 Gramm Mehl oder ein halbes Pfund auf den Mund, und unter Verzicht von 400 Gramm Brot oder Brötchen für denselben Mund.

Bis Mittwoch also . . . Das wäre nicht so schlimm. Man wird jedoch die schreckhafte Vorstellung nicht los, daß am Montag, ehe noch die Mittagsglocken läuten, sämtliche Mehlvorräte für die Woche völlig ausverkauft sein werden . . . Daß man leer ausgeht,

wenn man nicht mit unter den Allerersten ist, die sich auf den Weg gemacht haben ... Und die Furcht, man werde in dieser schauderhaften Eile und Aufregung vergessen, die Brotkarten mitzunehmen ...!

Marktspychose ... Wenn man sich mit der großen Netztasche, die das Dienstmädchen trägt, und der kleineren, die man selbst in der Hand hält, nach dem Wochenmarkt begibt ... Denn man will doch möglichst viel nach Hause bringen. Kommt man in die betreffende Gegend und gewahrt Leute, die schon mit hochaufgefüllten Körben auf dem Heimwege sind, dann packt die Leidende ein bleiches Entsetzen. Nein, es ist ganz unmöglich, daß es da noch etwas geben kann. Wenigstens alles Bessere, alles halbwegs Brauchbare und nicht allzu Teure muß fort sein, fort ... Das tragen eben die anderen weg ...

Marktpsychose ...

Aber, Gottseidank, wundervolle grüne Kohlköpfe lachen uns an, die Fleisch- und Fischstände sind noch gefüllt, Berge von herrlichen Früchten duften durch die Reihen, und Gebirgszüge von Käsen jeder Art hüllen den Platz in einen Nebel von Gerüchen.

Und dort steht auch, wie in den lustigen Friedenszeiten, der „schöne Paul“ und preist die Eier an: „Klar wie die Sonne, junge Frau . . . selbst jelegt unter Jarantie!“ Und ruft den Vorübergehenden zu: „Zwar is et heit nich Mittwoch, doch jibt's den scheensten — Schnittloch!“ . . . Und selbst jene merkwürdigen Frauen, die neben ihrem Handel mit Schnürsenkeln stets unentwegt (ich weiß nicht wieso und warum) auch den mit — Vanille betreiben, haben über Mangel an Zufuhr des herrlichen Gewürzes nicht zu klagen, trotzdem es doch wahrscheinlich aus irgendeinem feindlichen Lande zu uns kommt.

Freilich, das beruhigt so eine arme Kranke nur für den ersten Augenblick. Den früher so beliebten Rundgang zur Ermittelung des Besten und Preiswertesten wagt sie nicht mehr. Wenn man zunächst Umschau halten und wählen und dann erst seine Einkäufe machen wollte — — — nein, inzwischen hätten die Hunderte und Tausende von anderen Frauen alles zusammengekauft, und man würde nur noch das Nachsehen haben. Die anderen . . . o, diese anderen! Die sammeln Vorräte an in un-

erlaubten Mengen, reißen alles an sich und verteuern durch ihr sinnloses Verhalten die Lebensmittel ...

Marktpsychose ...

Frauen, die daran leiden, sollten ihre Männer zu Markt schicken.

Von einem solchen weiß eine mir nahestehende Dame zu erzählen.

Es war auf dem Winterfeldplatz in Schöneberg. Die Dame stand bei der Fischfrau und suchte sich einen Karpfen aus. Bald lag ein feistes Tier mit großen Spiegelschuppen auf dem Tisch und wurde von der Verkäuferin zurechtgemacht. Da sagte ein älterer, recht ansehnlicher Herr, der dem Vorgang mit Spannung gefolgt war, mit freundlicher Bestimmtheit:

„Was die Dame gewählt hat, möchte i c h haben!"

„Wieso denn?" fragte meine Freundin erstaunt und unwillig. „Das wäre ja noch schöner ..."

„Gut", meinte der Mann, und seine Stimme klang traurig, „dann etwas Gleiches oder wenigstens was Ähnliches, wenn ich schon d a s nicht haben darf ..."

Er durfte es nicht haben und war mit dem „ähnlichen“ zufrieden. Aber die Dame wurde ihn nicht mehr los. Wo sie ging, ging auch er, wo sie stehen blieb, machte er Halt. Was sie sorgsam auswählte und bedächtig aushandelte, das verlangte auch er. Dieselbe Ware, denselben Preis . . .

Trotz ihrer Empörung mußte meine Freundin schließlich lachen, und sie fragte den Herrn:

„Was bezwecken Sie eigentlich mit diesem sonderbaren Ulk?“

„Was ich bezwecke?“ gab er wehmütig zurück. „Was sollte ich wohl bezwecken? . . . Aber Ulk ist es durchaus nicht . . . Meine arme Frau macht das Einkaufen krank . . . Da bin eben ich hergekommen . . . Nicht? . . . Verstehen tu ich ja von solchen schwierigen Dingen nicht viel . . . Da habe ich mir gedacht: erst mußt du scharf aufpassen, und wenn dir eine den Eindruck einer tüchtigen, erfahrenen Hausfrau macht, . . . nicht? . . . der . . . na, der steigst du nach auf deine alten Tage . . . nicht? . . . Und was der gut ist, wird dir schon lange gut sein . . . Das verlangst du eben . . . nicht? . . . So mußt du doch am Ende das Richtige kriegen . . . mit Ihrer

gütigen Erlaubnis . . . Aber jetzt, wo alles so schön gegangen ist, wird mir schon wieder unheimlich zu Mut . . . .“

„Warum denn?“ fragte die Dame lachend.

„Weil meine Frau von mir verlangen wird, daß ich nun ein für allemal den Einkauf übernehme . . . nicht? Weil der von heute doch ausgezeichnet geraten ist . . . Aber wer garantiert mir, daß ich Sie jedesmal treffe?“ schloß er bekümmert.

Marktpsychose . . . Ich fürchte, es wird bald auch ein männliches Opfer dieses Frauenleidens geben.

Die Markttasche der gnädigen Frau.

Das hätte sich die gute, alte Markttasche nicht träumen lassen, daß sie eines Tages der Gegenstand schwerer Sorgen sein werde für die ... man scheut sich ordentlich, es auszusprechen ... für die Mode. Im zwanzigsten Monat des Weltkrieges ist es aber geschehen.

Nicht die Markttasche, der Marktkorb, das Marktnetz der Frau aus dem Volke, der „Stütze“, der Köchin, des Mädchens für alles — die werden wohl noch ein Weilchen so bleiben wie sie sind. Aber die Markttasche der Dame: der „gnädigen Frau“, des „gnädigen Fräuleins“ ...

Die gnädige Frau braucht jetzt so etwas dringend: eine Markttasche nämlich, die auch zu einer mehr oder weniger gepflegten Erscheinung einer mehr oder minder schicken Kleidung paßt.

Es ist einfach nicht mehr auszukommen ohne sie.

Und doch ist solch eine Markttasche noch nicht da. Die Mode, die sonst immer auf dem Posten ist, war diesmal nicht fix genug. Sie hat geschlafen

oder angeblich Wichtigeres zu tun gehabt und sich völlig überraschen lassen.

Von einem Anschlag oder, wenn man will, einer Schautafel, die eines Tages in den Lebensmittelabteilungen der Warenhäuser (man weiß, was die bedeuten), in den Mehlgeschäften und auch sonst in vielen Läden mit großem Betrieb erschien und zunächst nicht so ernst genommen wurde, wie sie es wohl verdient hätte. Man las sie, lächelte und dachte: „Ganz nett, aber auf mich kann sich das doch nicht beziehen. Die Leute sehen ja, mit wem sie's zu tun haben ...“

Der Anschlag aber besagte:

„Wegen Mangels an Bindfaden und anderen Verpackungsstoffen sind wir zurzeit nicht in der Lage ... usw. usw. ... Es empfiehlt sich daher, Taschen mitzubringen ! !“

Da diese freundliche Einladung hier und dort nichts zu nützen schien, kam ein kräftigerer Zettel, kurz, unzweideutig, befehlend:

„Damen mit Taschen zuerst!“

Das war nicht mehr ein guter Rat für die liebenswürdigen Käuferinnen, denen man schließlich nichts

anhaben konnte, sondern ein deutlicher und drohender Wink für die Angestellten, für Verkäuferinnen, Einpackfräulein usw., denen damit das richtige Verhalten vorgeschrieben und jede weitere Auseinandersetzung mit den andrängenden, ungeduldigen, hastenden und aufgeregten Käufermassen erspart war.

Mit bisher ungeahnter Schnelligkeit wird man nun bedient, das heißt, wenn man irgendein geeignetes Behältnis mitgebracht hat. Das Pfund Schollen fliegt da unverschnürt hinein, dazu drei Pfund Schwarzwurzeln, die Bücklinge, der Zucker, der Kaffee. Das Geschäft braucht weniger Strippe, die Einpackerin und vor allem die Käuferin viel, viel weniger Zeit. Die Tasche allein verschafft jedermann alle Ehren und Rücksichten, die einer „guten Kundschaft“ gebühren.

Da waren mit einem Male die gnädigen Frauen und Fräulein übel daran. Grollend mußten sie — neben einigen trost- und hoffnungslosen Junggesellen — im Hintergrunde stehen und warten, warten, warten.

Denn noch verschmähten sie die Markttasche.

In den Stunden, die man früher die „Shopping“-

Zeit nannte, fünf bis zehn Paketchen im Weltstadtgewühl der Leipziger oder gar der Tauentzienstraße an fünf bis zehn Holzknebelchen mit sich zu tragen, ja, das ließ man sich gefallen. Sah nach etwas aus und gab sogar der Eleganz den rührenden Schimmer sorgsamster Hausmütterlichkeit.

Aber eine Markttasche?! Schrecklicher Gedanke! Eine der üblichen, für derbe Hände bestimmten Markttaschen?

Das hieß doch, etwas Plumpes, Unschönes, Entstellendes mit sich herumschleppen! Eine Last tragen ...

Indes, in den Läden gilt nun einmal das strenge Gebot, wenigstens während der Hauptverkaufsstunden, und wer sich nicht fügen will, muß eben Zeit opfern. Und so sieht man jetzt zu ungewöhnlicher Zeit elegante Damen mit Markttaschen alten Küchenstils; hier und da aber auch schon allerlei schüchterne Versuche, die Ungetüme gesellschaftsfähig zu machen, sozusagen.

Die Mode aber hat bisher versagt und sich ein gutes Geschäft entgehen lassen.

Vielleicht besinnt sie sich noch.

Wie ich höre, ist man schon dabei, etwas zu schaffen, das friedliche Zeiten einst „die Kunst im Leben der Berliner Markttasche“ nennen werden. Hoffen wir das beste.

Der eine Mann.

Ein Wagen der Straßenbahnlinie Weißensee—Charlottenburg.

An der Breiten Straße steige ich auf.

Die Plattform ist besetzt. Frauen mit Körben, großen Hand- und Netztaschen, vollgepackt mit Kartoffeln, Gemüsen, Fischen, Äpfeln, Blechbüchsen und anderem Vorrat. Verschiedenartige Gerüche. Es ist um die Mittagstunde, am Sonnabend, und sie kommen zweifellos aus der Zentral-Markthalle am Alexanderplatz.

Die jugendliche Schaffnerin schiebt mich in's Innere. Da ist noch etwas Raum. Wenigstens im Mittelgang zwischen den Längsbänken. Einer von den alten kleinen Wagen, die vor dem Kriege verschwunden waren, jetzt aber wieder Dienst tun.

Ein blondes Schulmädchen springt auf und bietet mir ihren Platz an. Was ich dankend annehme. Als ich mich in die Lücke zwänge, rücken die beiden Frauen, zwischen denen ich sitzen soll, etwas aus-

einander, und meine Nachbarin zur Rechten sagt: „Et is aber schade, det Sie keen Mann sind.“

Die Stimme klingt durchaus freundlich; sie hat es also nicht böse gemeint.

„Das tut mir selbst leid“, gebe ich lachend zurück, „aber wieso denn, junge Frau? . . . Der hätte doch auch nicht weniger Platz gebraucht.“

„Det schon . . . Et is man bloß von wejen der Abwechslung . . .“

Ich betrachte sie von der Seite. Eine derbe Frau von etwas sechzig. Gesundes, starkes, kluges Gesicht. Kleine, sehr muntere graue Augen. Ohne Hut. Das Haar fast völlig weiß. Dunkles Umschlagetuch. Einen mächtigen Korb auf dem Schoße.

„Bis Molkenmarcht war wenichstens e e n Mann mang die Weiber. Aber jetzt sind wir janz unter uns junge Määchens . . .“

Sie kichert, stößt mich mit dem Ellenbogen leicht in die Seite und seufzt. „Wirklich, nich eener . . .“

„Stimmt!“ mischt sich die jüngere Frau zu meiner Linken in das Gespräch, das gerade nicht leise geführt wurde. „23 sind wir hier im Wagen . . . 20 sitzen, drei stehn . . . Achte auf der Hinter-

form . . . Macht 31 . . . Das Fräulein Schaffner . . . 32 . . . Vorne sieben . . . Macht 39 . . ."

„Neununddreißig Damen und keen Schnurrbart weit und breit," ergänzt die fröhliche Alte zu meiner Rechten und nickt den gegenüber Sitzenden zu, denen die Unterhaltung Spaß zu machen scheint.

„Na, und der Fahrer?" werfe ich belustigt ein.

„Zählt nich", meint sie, „von dem ist man bloß der Jejenteil sichtbar . . . auf dem müssen wir Rücksicht nehmen . . ."

Am Spittelmarkt steigen drei aus, vier andere kommen an ihre Stelle. Ich stehe auf, um einer greisen Dame in Trauer Platz zu machen, bleibe aber vor der Frau mit dem Korbe stehn. Draußen hat die Schaffnerin unterdeß einige nachdrängende Herren zurückgewiesen. „Besetzt!" Schneidig, fast kreischend. Energisches Glockenzeichen.

Dönhoffplatz. Niemand verläßt den Wagen. Draußen heftige Ablehnung von Leuten, die mitwollen und nun ihrem Herzen Luft machen. Keineswegs schmeichelhaft für das weibliche Geschlecht. „Ein Schaffner hätte uns gewiß aufgenommen!" ruft eine Frau mit einem Kinde auf dem Arm.

Weiter. In die Jerusalemer Straße hinein.

„Nee, wat Sie aber scharf sind, Fräulein," sagt die Alte zu der Schaffnerin und sieht sie recht unfreundlich an. „Een Paar hätten jut und jern noch rinjekonnt . . . Unse Soldaten im Feld haben et noch ville wenijer bequem . . ."

„Ausgeschlossen!" weist sie die kurz angebunden zurück und knipst einen Fahrschein. „Ich kenne meine Vorschriften!" Mit gestrenger Miene ab, und so hoheitsvoll, wie es die Stupsnase in dem etwas säuerlichen Gesicht erlaubt.

„Jawoll", wendet sich die Frau geärgert an mich. „Dabei hat sie keene blasse Ahnung von ihre Haltestellen. An der Petrikirche hat sie „Zimmerstraße" ausjerufen . . . Vorschriften! . . . Ick lache mir scheindot . . . Wenn ick d e t schon höre . . ."

Aber sie lacht nicht. Sitzt vielmehr da mit einem bösen Zug um den Mund.

„Sie fährt die Strecke gewiß zum ersten Mal", bemerkt die greise Dame neben ihr mit einem gütigen Lächeln. „Es ist doch alles Mögliche für so ein junges Ding . . ."

„Jotte doch, ick habe ja nischt jejen," murrt die andere, „in Jejenteil, et macht sogar Spaß . . . Aber det manche jleich unjemütlich wird, wenn sie so'ne Straßenbahnmütze auf die Frisur kriecht, nee, hübsch finde ick det nu jrade nich . . ."

Ecke Zimmerstraße. Als der Wagen die Biegung nimmt, springt ein Soldat auf die hintere Plattform. Die Schaffnerin ist diesmal gnädig; vielleicht weil sichs um einen Krieger handelt, vielleicht auch, um meine Freundin, von der sie sich beobachtet fühlt, nicht zu reizen.

„In den Mittelgang, bitte!" ruft sie, und das Säuerliche verschwindet aus ihrem Gesicht.

So kommt er zu uns und bleibt vor mir stehn.

Der e i n e Mann.

Kann übrigens für zwei gelten. Groß, massig, schwer, wie er ist. Zwischen fünfunddreißig und vierzig Jahre alt. Im Mantel, mit dem schwarzweißen Bande auf der Brust. Reitersäbel. Sporen an den braunen Stiefeln. Unteroffizier bei der Gardekavallerie. Rötlichblonder, starker Schnurrbart. Blaue, ruhige Augen.

„Donnerwetter!" sagt die Alte mit dem Korbe

und sieht mit einem Mal gar nicht mehr böse aus. „Donnerwetter ja . . . Jott sei Dank!“

Die Nachbarschaft schmunzelt. Alle Insassen des Wagens, jung und alt, betrachten den Feldgrauen mit herzlichem Wohlgefallen, von dem er nichts zu merken scheint.

In diesem Augenblick schleudert der Wagen recht heftig. Wer steht, schwankt und greift nach den Lederringen; auch der Unteroffizier, wenn auch etwas ungeschickt, da sie für ihn zu niedrig hängen.

„Na, halt dir man fest, Justav!“ sagt die Alte. Gleichsam mit mütterlicher Liebe in der Stimme. Aber nicht zu dem Soldaten, sondern mehr als spräche sie mit sich selbst.

Immerhin, er hat es gehört und richtet seinen ruhigen Blick auf sie.

„Wat nämlich mein Jüngster ist“, wendet sie sich an die Dame in Trauer, „den haben sie bei die Kürassiere jenommen. Ist auch so'n Riese von Mannsperson. Bierfahrer in Zivil. Jeht ihm ganz jut bei Hindenburjen. Und des Eiserne hat er auch schon. Und een Enkelkind von mir macht auch mit, freiwillich. Bei Perzemissel hat ihn so'n Lauseruss'

in die Wade jeschossen. Jetzt ist er wieder bei die wilden Völkerschaften da unten. Bei die Serbiaken und die Negriner, wat aber nich schwarz sind."

„Montenegriner", verbessere ich.

„Jawoll ... oder sowat", fährt sie fort. „Nee, wat der Junge alles schreibt ... Sie aasen dort mit's Schweinefleisch, aber Brot haben sie nich, nur Pflaummus, immer ejal wech Pflaummus. Zum Frühstück auf nüchternen Magen, zu Mittag, zu Abendbrot ... immer Pflaummus. Schrecklich muß det sein ..." Sie schüttelt sich. „Det Eenzije, wat er nie jemocht hat ..."

Der Unteroffizier lächelt; er mag mehr von diesen Dingen wissen als wir, die wir aufmerksam zuhören. Vielleicht fühlt er auch, daß die Frau für ihn erzählt. Aber er beißt nicht an.

Wir sind an der Wilhelmstraße. „Hafenplatz!" ruft die Schaffnerin. Gelächter im Wagen. Zwei, drei wollen es richtigstellen.

„Lassen Sie man", meint die Alte, „sowat macht doch Spaß ... Und bis der Kriech aus ist, wird sie et schon jelernt haben ..."

Dabei blickt sie, wie verliebt, zu dem Unteroffizier

hinauf. Plötzlich beginnt sie vor sich hinzukichern und sagt zu mir:

„Wie sich Justav nur vorkommen mach ... hier ... mang die Määchens ... E e n Mann und dreiundzwanzig schöne junge Damens ...“

Der Soldat sieht etwas erstaunt auf und um sich. Richtig, er ist der einzige Mann. Sechsundvierzig mehr oder minder bewundernde Augen sind auf ihn gerichtet.

Was er denkt, weiß ich natürlich nicht. Aber ich nehme wahr, daß er rot und verlegen wird. Sehr rot und sehr verlegen.

Er macht auch eine hastige Bewegung, als wollte er zur Tür.

„Justav wird doch nich!“ bemerkt die Alte im Tone des Vorwurfs, „det wär ja ... Fahnenflucht wäre det ...“

Er bleibt, lächelt, streicht sich den Schnurrbart und starrt geradeaus vor sich hin.

Am Anhalter Bahnhof — die Schaffnerin ist diesmal im Bilde und nennt die Haltestelle richtig — verläßt er aber doch den Wagen.

„Komm jesund wieder, Justav“, sagt die Alte

zärtlich, und lauter: „Machen Sie's jut, Herr Wachtmeister!" Es klingt sehr herzlich.

Da wendet er sich, schon in der Tür, um und salutiert.

„Na, atje, Mutterken!" erwidert er lachend. „Et war mir een unjewöhnlichet Verjnügen."

Sie ist maßlos erstaunt. „Sieh mal eener an", meint sie; „nu ist er sojar 'n Landsmann aus Berlin an der Spree und hat mir alleene quatschen lassen. Nich e e n e n Ton hat er jeredet . . . Nee, was der Kriech aus den Leuten macht . . ."

Und war durchaus nicht zufrieden.

* * *

Auch einige Frauen haben uns verlassen, andere sind an ihre Stelle getreten. Ich sitze wieder neben meiner Freundin.

Von den Herren, die aufgestiegen sind, kommt nur einer in den Wagen. Ein jüngerer, glattrasierter Mann, anscheinend Schauspieler. Ich habe ihn schon irgendwo gesehn, kann mich aber nicht recht entsinnen. Er setzt sich auf den einzigen freien Platz uns gegenüber. Der Mittelgang bleibt leer.

„Wieder e e n Mann“, flüstert mir meine Nachbarin zu, „aber von eene andere Sorte.“

Er hat es von selbst bemerkt, daß er hier etwas Rares ist. Gibt sich Haltung. Klemmt ein Einglas ins linke Auge und „schmeißt“ Blicke.

Die Alte neben mir prustet.

„Nu weeß ick doch . . . Des ist ja der Kintopp-Fritze aus det neue Stück, wat ick jestern abend in der Pallasstraße jesehn habe . . . ‚Uff den Fade des Lastörs‘ . . . Da hat er doch den Verführer jemacht . . .“

Mir war's auch so, als wäre mir der Mann von der Flimmerleinwand bekannt als der Darsteller zweifelhafter „Zavaliere“.

Augenblicklich scheint er aber von seinem Publikum nicht besonders entzückt. Er langt eine Zeitung aus der Tasche seines Wintermantels, faltet sie auseinander, dreht, wendet und windet sich, zieht die Stirne kraus und ruft plötzlich mit scharfer Stimme:

„Bitte . . . nach rechts rücken!“

Es wird ganz still im Wagen. Die Gespräche verstummen.

Und etwas merkwürdiges geschieht. Die Frauen

. . . wirklich . . . die Frauen mit ihren Körben, Taschen und Netzen rücken nach rechts.

„Wat?“ fährt meine Freundin empört auf. „Erlauben Sie mal . . . Wieso . . . nach rechts rücken?!“

Der Filmschauspieler sieht sie mit emporgezogenen Brauen finster an.

„Wie beliebt, meine Dame?“

„Ach wat, Dame . . .“ schreit sie ihn an und ihre Augen funkeln. „Sein Sie man froh, det i ck nich an Ihre jrüne Seite sitze . . . Ick möchte Ihnen wat . . . nach rechts rücken . . .“

„Sie sehen doch, wie beengt ich hier sitzen muß“, gibt er unwillig zurück.

„Wenn Ihnen zu enge ist in der Straßenbahn, denn koofen Sie sich 'ne Autokutsche und loofen nebenher“, schmettert sie zum Vergnügen des murrenden Frauenvolks.

„Erlauben Sie . . .“

Aber sie läßt ihn nicht weiter reden.

„Und wenn Sie kommandieren wollen, denn jehn Sie jefälligst in den Schützenjraben. Verstehn Sie mir?“

„Potsdamer Straße!“ ruft die Schaffnerin in den Lärm und das Gelächter hinein und hat selbst ein freudestrahlendes Gesicht.

Ich bin am Ziele und muß aussteigen. Aber ich unterlasse es nicht, meiner Nachbarin meine Anerkennung auszudrücken. Im Hinausgehn höre ich noch:

„Aber wat sollen Sie im Schützengraben?... Mit die Beenekens ... Nee ... Und mit'n Scherben in't Ooge ... Überhaupt, wer schon schwache, arme Frauen anschnauzt ...“

Einige Augenblicke später sehe ich den Schauspieler aus dem bereits in der Fahrt begriffenen Wagen springen. Mit elegantem Schwung.

Diesen einen Mann scheint die Alte mit dem Marktkorb wirklich in die Flucht geschlagen zu haben.

Der Ungar.

„Wegen Einberufung geschlossen!"

Inschrift an der Tür eines kleinen Schneiderladens in einer stilleren Straße des bayrischen Viertels.

Unter dem Geschäftsschild darüber zwei Fähnchen: schwarz-gelb und grün-weiß-rot, die österreichischen und ungarischen Farben. Verblaßt, verwaschen, verschmutzt. Hängen schon lange da. Über ein Jahr. Ich kannte sie schon, als sie noch ganz frisch und sauber waren. Aber sie wären mir damals nicht weiter aufgefallen, wenn nicht unter der Papptafel mit der Kreideinschrift hinter der Scheibe der Ladentür ein zweites Täfelchen gehangen hätte, worauf das Bild eines schlanken k. und k. Soldaten zu sehen war. In ganzer Figur. Postkarte mit photographischer Aufnahme. Feldkappe keck nach dem rechten Ohre. Ein Lachen in den Augen und um den Mund, der unter einem starken, nach ungarischer Art emporgedrehten Schnurrbart verschwand. Bluse mit zwei Brust-

taschen. Schützenschnur. Enge Hosen. Wickelgamaschen. An der Seite stand in etwas ungelenken Zügen:

„Herzliche und schönste Grüße allen meinen Kunden! Der Bundesgenosse in Waffen und Schneidermeister . . .“ Nur noch der Name. Keine Ortsangabe.

Die Vorübergehenden blieben stehen, traten näher, betrachteten das Bildchen und schmunzelten. Jeder fühlte sich mitgegrüßt. „Janz forsch, unser Schneider,“ sagte der Nachbar aus dem Seilerladen, ein alter Mann mit Kaiser Wilhelm-Bart, „und ieberhaupt die k. und k. Brieder! Na, ick sag et ja . . .“

Wenn man durch die Türscheibe in das Geschäft blickte, sah man leere Gestelle. Der Ladentisch war darangerückt und mit Packen sowie einzelnen Bündeln Strickwolle bedeckt. Nahe der Tür standen zwei Strickmaschinen, an denen fleißig gearbeitet wurde, auch des Abends bei Beleuchtung. An der einen saß eine junge Frau, an der anderen ein erwachsenes Mädchen. Drei Kinder von vier bis sieben Jahren, lauter Jungen, gingen ab und zu . . .

Zweifellos Kriegsarbeit in vollem Betriebe. Strümpfe, Ohrenschützer, Brustwärmer. Für die königlich preußische Garde.

Der Anblick wurde mir gewohnt und den andern auch. Bis eines Tages ein zweites Bild auf dem Täfelchen erschien. Etwa drei Monate später: der k. und k. Schneidermeister im Wintermantel. Mit Pelzkragen um den Hals und einem Vollbärtchen. Mützenschirm bis zu den Augen, die sehr ernst blickten. Schien aber stärker geworden zu sein. An der Seite wieder „tausend Grüße an meine lieben Berliner Kunden!“ Dazu: „Schulter an Schulter mit den Deutschen bei ...“ Ein polnischer Name. „Gut ist gangen, nix ist g'schehn!“ Unterschrift: Gefreiter ... Buchstaben und Ziffern zur Bezeichnung des Armeekorps, Regiments usw. Schließlich: Feldpostamt soundso ...

Es gab welche, die alle diese Angaben sich aufschrieben und dem wackeren Bundesgenossen eine Karte in's Feld schickten oder wohl auch ein Paketchen mit Zigaretten und dergleichen. Ich weiß, daß er solchen Gönnern persönlich mit ein paar kurzen Zeilen gedankt hat ...

Bei den zwei Photographien blieb es nun lange Zeit. Man sah ja immer nach, ob keine dritte dazugekommen wäre. Endlich im Mai. Wieder in der Bluse. Die Uniform lange nicht mehr so propper. Aber auf dem Kragen drei . . . wirklich drei Sternchen. „K. und k. Zugführer,“ sagte eine Österreicherin, die ich vor dem Laden traf. „Auf deutsch: Serschant“, meinte Nachbar Seilermeister, der sich die Sache „auseinanderpolken“ ließ, „na, jedenfalls Unteroffizier . . . for'n Schneider alles möchliche . . . Und sowat rundes hat er auch . . . Tapferkeitsmedaille heißen die Nazi's ihr Eisernes Kreuz . . . Is ja allens da . . .“

„Schau, schau . . . die Silberne Tapferkeitsmedaille,“ erwiderte die Österreicherin erfreut, „da will ich wirklich hingehn und der jungen Frau gratulieren.“

Was auch geschah. Der Vollbart war verschwunden, und die Schnurrbartspitzen starrten noch steifer in die Höhe. Die Mütze saß wieder schief nach dem rechten Ohr, aber in den Augen lag etwas, als hätten sie Schweres gesehn.

Am Rande der Karte war zu lesen: „Gruß an

meine lieben Kunden nach dem Sieg in den Karpathen. Unser König Ferencz Josef . . . Eljen! Seine Majestät Kaiser Wilhelm Hurra!“

Dann wieder lange Zeit nichts. Im Frühherbst kam dann das Gruppenbild dazu, das die Aufmerksamkeit aller Vorübergehenden erregte. Deutsche und österreichische Verwundete aus dem Militärspital Trenczin-Töplitz in Oberungarn. Unter ihnen der Schneidermeister. Im Lazarettgewand wie die andern, malerisch hingelagert mit verbundenem Bein. Darunter der Name. Ein „herzinniger Gruß an die Kunden“ fehlte nicht.

„Nu kriejen wir ihn ja bald wieder,“ sagte der Meister aus dem Nebenladen, „for den Schneider ist der Kriech woll erledicht. Er hat ja auch det Seinige jetan.“

Das scheint indes nicht zuzutreffen.

Wovon sich jedermann überzeugen konnte, der in den Weihnachtstagen an dem Schneiderladen in einer gewissen Straße im bayrischen Viertel zu Schöneberg bei Berlin vorbeiging.

Die Tür läßt sich öffnen, und vor ihr erscheint manchmal nicht das Abbild eines k. und k. Soldaten,

sondern ein solcher in leibhaftiger Gestalt, gewöhnlich in Gesellschaft von mehreren Jungen, die ihm nicht von der Seite weichen. Zu den drei Sternen am Kragen der grau-blauen Bluse ist eine goldene Litze hinzugekommen, und der Herr Feldwebel begrüßt seine erfreuten Kunden persönlich durch strammes Salutieren und kräftiges Händeschütteln.

Und nach dem Weihnachtsurlaub wird er, bis das verletzte Bein wieder völlig marschfähig ist, in einer k. und k. Militärschneiderei hinter der Front in Rußland, Serbien oder Tirol den Oberbefehl übernehmen.

Man kann sich dem Vaterland halt auf verschiedene Weise nützlich machen.

Die große Fundgrube.

Wenn man den Roman- und Novellenschreibern und Schreiberinnen glauben darf, finden sich seit den ersten Augusttagen des Jahres 1914 — bis auf weiteres! — die Herzen von Männlein und Weiblein fast ausschließlich in den Kriegs-, Vereins- und Etappenlazaretten.

Hierin machen nur die kurzen, fortsetzungslosen Erzählungen eine Ausnahme. Nach diesen gibt es überhaupt keinen anderen Weg, zu einer Frau, „beziehungsweise“ zu einem Gatten zu kommen. Und nirgends geht das auch schneller vor sich, als in einer Skizze oder Novellette. Da werden alle sonst üblichen Hindernisse wirklich spielend überwunden.

Männlein ist aber stets ein mehr oder minder schwer verwundeter deutscher Krieger, mit einem bis zwei Eisernen Kreuzen ausgezeichnet und seinem militärischen Range nach Vizewachtmeister (unterste Grenze) bis Hauptmann oder Rittmeister. Einem Major oder gar einem General bin ich da noch nicht

begegnet, und ich habe wohl an hundert solcher Geschichten gelesen. Weiblein jedoch ist zumeist eine Pflegeschwester, mit besonderer Bevorzugung der freiwilligen Helferin, von der Grafentochter angefangen bis herab — na, ich weiß nicht; jedenfalls hält hier der allerliebste, bislang äußerst weltlich gesinnte, durch das sogenannte Leben wie ein Schmetterling dahinflatternde Sprößling des Kommerzienrats ungefähr die Mitte.

Auch junge Damen, die den Verwundeten Liebesgaben ins Lazarett bringen, kommen zuweilen in Betracht, seltener schon verträumte Mädchen und versonnene Witwen, die durch poetisch angehauchte Briefe in's Feld — an einen Unbekannten! — den wenigstens für den Gang der Novellenhandlung notwendigen „Anschluß“ gewinnen. Auf das Wiederfinden zerzankter oder sonstwie auseinandergeratener ehemaliger Braut- und Ehepaare weise ich nur aus literarischer Gewissenhaftigkeit hin. Sie spielen hier keine Rolle.

Daß es zu allerletzt eine Verlobung gibt zwischen den beiden Liebesleutchen, ist selbstverständlich, und nichts vermag die Leserin mehr zu freuen, als wenn

so ein Vizefeldwebel bis Hauptmann schon durch seinen bürgerlichen Beruf (jüngere Amtsrichter und Universitätsdozenten sehr beliebt!) eine ideal glückliche Ehe verbürgt für das Wesen, das ihn so aufopferungsvoll hat gesund machen helfen. Berufssoldaten kommen, nebenbei bemerkt, selten in Frage, es sei denn, daß sie außerdem noch Rittergutsbesitzer oder Bankierssöhne sind, also neben der staatlichen Löhnung gute Einnahmen ihr Eigen nennen.

Noch eine, diesmal kritische Nebenbei-Bemerkung: von der Tätigkeit der freiwilligen Helferinnen haben die Verfasser unserer Kriegsgeschichten dieser Art ganz ungewöhnlich falsche Vorstellungen . . .

* * *

Die Verheiratung unserer Feldgrauen, soweit sie verwundet worden sind und dann wieder zu den Fahnen eilen können (nach den statistischen Berechnungen Gott sei Dank! etwa fünfundneunzig vom hundert) . . . die Verheiratung unserer braven Feldgrauen auf belletristischem Wege ist ja sehr nett und lobenswert. Aber — — aber — —

Was bleibt denn dem nächsten Geschlecht unserer

Roman-, Novellen- und Skizzen-Schriftsteller zum Dichten übrig? Wen und was werden sie wohl zum Gegenstande ihrer Erzählungen machen, wenn einmal die große Fundgrube für „sofort greifbare" Liebespaare geschlossen ist? . . . Was man doch in absehbarer Zeit erhoffen darf . . .

Ja, was dann?

Das ist eine Frage, die mich ungeheuer beunruhigt. Und nicht nur mich. Die gesamte weibliche Leserwelt befindet sich in schwerer Sorge.

Ob da eine Umfrage helfen könnte? . . . Mein Versuch dazu hat gerade kein erfreuliches Ergebnis gehabt. Ich wandte mich an einen Mann, der die ewigen Gesetze unserer Unterhaltungsliteratur genau zu kennen vorgibt. Er sagte:

„Mein liebes Fräulein! Auf die Zeit der unentwegten Verlobungsgeschichten folgt ohne Erbarmen die der Eheromane, Novellen, Skizzen und auch Bühnenstücke, auf welchem Gebiete ich allerdings weniger Bescheid weiß. Die Paare, die wir (er sagte: wir!) in den Lazaretten einander finden ließen, diese selben Paare, die wir verheiratet haben, werden die Helden unserer Friedensromane

werden. Und dieweil auf jede Glückseligkeit stets eine Art Katzenjammer folgt — — — Na, ich will nicht zu viel verraten, denn was mich selbst betrifft, mein Fräulein, sehen sie, ich bin schon dabei, so eine Sache fertigzustellen . . ."

Ich sehe trübe in die Zukunft.

Die zwei Abenteuer des Fräuleins Delius.

Das erste.

Ganz plötzlich kam an jenem heißen Julitag das Gewitter. Gleich nach dem ersten Donner begann es zu regnen.

An der Haltestelle der Kraftdroschken, Ecke der Landshuter Straße im Westen Berlins, stand ein geschlossenes Auto, ein einziges. Über den Fahrdamm kam ein junger Mann gelaufen. Glattrasiertes Gesicht, Besuchsrock, helle Weste, gestreifte Beinkleider, Zylinderhut auf dem Kopfe, einen dünnen Spazierstock in der Hand. Er sprang über eine kleine Pfütze, die sich an einer vertieften Stelle des Asphalts gebildet hatte, faßte die Klinke der Wagentür und riß sie auf.

In demselben Augenblick wurde auch die Tür an der anderen Seite des Wagens geöffnet.

Eine Dame, schlank gewachsen, jung, elegant, Kleid aus ganz dünner, lichter Seide, Ninichehut mit einem kostbaren Paradiesreiher.

„Oh!“ sagen beide zu gleicher Zeit, und Zylinder

wie Paradiesreiher, die sich bereits unter dem schützenden Verdeck befanden, fahren zurück. Der Zylinder bis ins Freie, der Ninichehut nicht ganz so weit.

Nun sehen sie sich an. Der Herr die Dame, die Dame den Herrn. Zwei Atemzüge lang. Nicht gerade mit übermäßigem Wohlwollen, eher etwas feindselig. Dann glimmt in dem Blick der Dame etwas Bittendes auf, etwas Hilfloses, Erwartungsvolles.

Zwischen den Brauen des jungen Mannes erscheinen zwei Falten. Ordentlich böse sieht er aus. Aber er greift höflich nach der Hutkrempe. „Bitte", sagt er, „ich habe es zwar sehr eilig, und mein neuer Hut —"

Die Dame sitzt bereits im Wagen. Ganz schüchtern in einer Ecke, als traue sie sich nicht, den ganzen Platz einzunehmen. Sie blickt den jungen Mann freundlich und dankbar an und nickt.

Der Lenker, der unter dem Balkon eines Hauses gestanden hatte, kommt herbei und beginnt das Auto anzukurbeln. Es macht einen Höllenlärm und übertönt beinahe den Donner, der aus der Ferne herübergrollt.

Der Regen ist stärker geworden.

„Einen Augenblick nur!" sagt der junge Mann und steckt den Kopf mit dem Zylinder unter das Verdeck. „Verzeihung — mein neuer Hut!"

Sie drückt sich noch mehr in die Ecke, sieht ihn an und beginnt zu lachen. Es muß ihr irgend etwas sehr komisch vorkommen. Aber sie sagt nichts.

Mit einem Male bemerkt er, wie hübsch doch eigentlich diese junge Dame ist. „Donnerwetter!" entfährt es ihm ganz unvermittelt. Sein Gesicht verliert alles Düstere. Er wird sogar etwas rot.

„Wohin wünschen die Herrschaften?" fragt der Lenker und schickt sich an, auf den Bock zu steigen.

„Wohin, meine Gnädige?" fragt der junge Mann.

Die Dame mit dem Paradiesreiher wird ein wenig verlegen. „Bis — bis Trautenaustraße. Das Haus links an der Kaiserallee. Es ist die drittnächste Straßenecke. Zwei, höchstens drei Minuten."

Er lacht und ist mit einem Satz im Wagen. „Das trifft sich aber äußerst günstig, meine Gnädige." Er nimmt neben ihr, die ihn einigermaßen

erschreckt ansieht, Platz und lüftet seinen Hut, den die Regentropfen schon arg zugerichtet haben. „Wenn Sie nicht ausdrücklich dagegen Einspruch erheben, meine Gnädige, nehme ich Sie einfach mit und setze Sie an der Kaiserallee ab.“

Es klingt sehr bestimmt, aber durchaus nicht unfreundlich.

„Ich muß wohl,“ gibt sie etwas befangen zur Antwort und schmiegt sich noch tiefer in ihre Ecke. „Es ist wirklich sehr, sehr liebenswürdig von Ihnen —“

Dabei sieht sie ihn von der Seite an mit dem Gedanken, ob es nicht angebracht wäre, ihm für die Fahrt eine Vergütung anzubieten. Indes, sie tut es doch nicht. Der junge Mann macht keineswegs den Eindruck, als würde er dergleichen mit besonderer Freude aufnehmen.

„Also, ich bin einverstanden,“ sagt sie lächelnd. „Ich bin in einer Zwangslage und —“

„Und in wenigen Augenblicken in Sicherheit und im Trocknen. — Jetzt los!“ ruft er dann hinaus.

Das Auto schießt durch den jetzt in Strömen niederprasselnden Regen dem Prager Platz zu.

Als es in den Schienen der Straßenbahn, schief nach rechts geneigt, um das Anlagenrund rast, fährt ein zackiger Blitz hernieder, und ihm folgt fast unmittelbar ein krachender Donnerschlag.

Die junge Dame ist jäh aufgefahren und erblaßt.

Mit scharfem Ruck hält das Gefährt.

„Sie sind zu Hause, meine Gnädige," sagt der junge Mann und erhebt sich. „Einen Augenblick."

Er öffnet die Tür des Autos in der Absicht, ins Freie zu treten und seinem Gast beim Aussteigen behilflich zu sein.

Aber er führt diese Absicht nicht aus. Wie aus einem geborstenen Teich ergießt sich die Flut von oben. Hagelkörner dazwischen, die auf das Verdeck trommeln.

Die Dame mit dem Ninichehut blickt finster in den Regen und rührt sich nicht.

„Sie können jetzt in der Tat nicht hinaus," sagt der junge Mann bedauernd. „Es ist ganz ausgeschlossen."

„Ich bleibe, wo ich bin!" erwidert sie. Ganz energisch, als wollte sie jeden Widerspruch unmöglich machen.

„Aber natürlich, meine Gnädige," beruhigt er die Aufgeregte. „Ich weiß doch, was man einer Dame schuldig ist in einer so reizenden Toilette und einem so kostbaren Hütchen. Und überdies würden Sie völlig durchnäßt werden und sich wahrscheinlich erkälten. Was ich schon als Arzt nicht zugeben darf."

Ein Arzt? Sie blickt auf und lächelt. Also ein Kollege, wenn auch in gewissem Abstand. Sie soll es ja erst werden. Aber immerhin — sie ist doch Studentin der Medizin und hat gestern ihre ersten Prüfungen mit Glanz abgeschlossen. Das Niniche-hütchen mit dem Paradiesreiher ist ja Papas Belohnung dafür.

„Ich darf also warten, bis dieser Wolkenbruch aufhört?" fragt sie mit einem Male sehr freundlich.

„Hm — das eigentlich nicht," gibt er gedehnt zurück, „oder wenigstens nicht gern, meine Gnädige." Er zieht seine Uhr. „Ich muß nämlich in fünfzehn Minuten in der Klosterstraße sein. Dringendst — von Berufs wegen natürlich. Sonst hätte ich's gewiß nicht so eilig," fährt er artig fort, „im Gegenteil. Aber ein gebrochenes Schienbein wartet da auf mich in Schmerzen."

Die junge Dame hat sich sofort erhoben.

„Halt, mein Fräulein,“ sagt er schnell. „Nur keinen unüberlegten Schritt! Ich werde Ihnen einen Vorschlag machen.“

„Einen Vorschlag, wie ich diesem schrecklichen Regen entgehen könnte? — Aber der Kranke geht doch vor!“ bemerkt sie einfach.

„Selbstverständlich. Ich lade Sie also feierlich ein, bis zur Klosterstraße mitzufahren und dann das Auto für die Rückreise zu benützen. Bis dahin wird das Gewitter ausgetobt haben, und Sie selbst kommen ohne Gefährdung Ihrer reizenden Toilette ans Ziel Ihrer Wünsche. Einverstanden?“

Sie nimmt wieder Platz. „Einverstanden!“ antwortet sie heiter. „Ich danke Ihnen, Herr Doktor.“

Als der Wagen loszurasen beginnt, sind seine beiden Insassen in bester Laune.

„Gerettet!“ denkt sie. „Dieser Doktor ist ein ganz angenehmes Menschenkind! Ob ich ihm verrate, daß er einer Kollegin diesen Dienst erwiesen hat? — Nein, lieber nicht! Etwas boshaft sieht er ja aus. Und am Ende macht er sich noch lustig darüber, daß eine künftige Leuchte der medizinischen

Wissenschaft Angst hat vor einem Gewitter und um ihren neuen Hut zittert und um ihre Bluse."

Wie aufs Stichwort beginnt der junge Arzt von diesen Dingen zu sprechen. In liebenswürdiger Neckerei aber, auf die sie eingehen kann, ohne sich irgendwie verletzt zu fühlen. Ihre Antworten scheinen ihn sogar zu ergötzen. Sie bleibt ihm auch nichts schuldig.

„Wissen Sie, mein Fräulein," fragt er jetzt, „daß das, was wir erleben, ein Abenteuer ist, wie es sonst nur in den Romanen vorkommt?"

„Ich bin mir dessen vollkommen bewußt," bemerkt sie lächelnd. „Da fährt eine junge Dame allein mit einem Herrn, der ihr nicht einmal vorgestellt ist —"

„Richtig", bestätigt er vergnügt. „Aber das kann glücklicherweise noch nachgeholt werden." Er lüftet den Hut. „Gestatten Sie, meine Gnädige: Zinnober — Doktor Zinnober, wenn's auch etwas unwahrscheinlich klingt."

„HgS," geht ihr die chemische Formel durch den Kopf, während sie nickt. „HgS — Quecksilbersulfid — Zinnober."

„Und was die jungen Damen betrifft," fährt er etwas spöttisch fort, „die so furchtbar romantische Abenteuer erleben wie jetzt Sie, meine Gnädige, so pflegen sie ja auch die unwahrscheinlichsten Namen zu haben —"

„Meinen Sie?"

„Wenigstens ... in den Romanen. Zum Beispiel: Rotraut ... oder Mignon ... Mignon ist sogar besonders beliebt, wenn ich recht unterrichtet bin."

Sie schüttelt den Kopf und beginnt zu lachen.

„Oder Franzine ... nicht? Oder gar gedoppelt Leonore Arabella, oder" — sie hat immer wieder den Kopf geschüttelt — „oder mindestens Thea. Was meinen Sie zu Thea, mein gnädiges Fräulein?"

„Ganz nett, Herr Doktor — aber diesmal stimmt's nicht." Ihre blauen Augen strahlen ihn belustigt an.

„Oder Ruth? Auch recht beliebt. Oder vielleicht Liselotte." Und da er wahrnimmt, daß sie mit einem Male ganz steif dasitzt: „Also Liselotte. Wirklich ein sehr hübscher Name."

„Aber für mich um die Hälfte zu hübsch," sagt sie etwas befangen.

„Also Liese?“ fragt er einigermaßen enttäuscht.

Sie lächelt.

„Oder Lotte?“

„Nein, wie schnell Sie das erraten haben!“ erwidert sie lachend. „Ich gebe es zu: Lotte ... Lotte Delius.“

Er verbeugt sich, zieht den Hut, macht ein halb ernstes, halb verschmitztes Gesicht. „Sehr angenehm!“

In diesem Augenblick hält der Wagen vor einem Hause in der Klosterstraße.

„Oh!“ unterbricht er sich. „Wie schade! Da sehn Sie aber den Pechvogel! Schon am Ziel, während man sich eben erst in so netter Weise kennen gelernt hat. — Aber wenigstens Sie haben Glück, mein gnädiges Fräulein, denn der Regen hat nachgelassen.“

„Oh!“ denkt auch sie. „Schade!“ Aber sie sagt es nicht. Sie dankt dem Doktor nochmals für seine Freundlichkeit und reicht ihm die Hand.

„Auf Wiedersehen, meine Gnädige!“

„Auf Wiedersehen, Herr Doktor Zinnober!“

Er steigt aus, verhandelt mit dem Wagenführer

und bezahlt ihn. An der Haustür wendet er sich und schwenkt den Hut. Wie ein ausgelassener Junge, denkt sie und erwidert den Gruß mit beiden Händen.

Das Auto fährt den Weg, den es gekommen, zurück. Als die junge Dame es an der Ecke Kaiserallee—Trautenaustraße verläßt, lehnt der Kutscher die Bezahlung ab. Das habe der Herr schon in Ordnung gebracht.

Lotte Delius weiß nicht recht, ob sie empört sein soll. Aber es ist etwas in ihr, das lacht und sich freut. „HgS," denkt sie, während sie die Treppe hinaufgeht. „HgS — Quecksilbersulfid — Zinnober. Nun bin ich Ihnen zu alledem noch nach dem Zeigerapparat zwei Mark schuldig und fünfundachtzig Pfennig."

Kaum ist sie zu Hause, holt sie das Verzeichnis der Fernsprechteilnehmer herbei und sucht die Adresse des Doktors. Ein Arzt muß doch an das Netz angeschlossen sein.

Aber wie sie auch sucht, einen Zinnober findet sie nicht, weder einen Doktor noch sonst jemand eines solchen Namens.

Sie ist enttäuscht, fast böse. Und dieser Mensch hat „Auf Wiedersehen!“ gesagt — ein Mann, den man nicht einmal anklingeln kann! Dessen Adresse man nicht weiß!

Das heißt — sie überlegt — er selbst weiß ja ihren Namen und ihre Wohnung. Gewiß kommt er morgen oder übermorgen zur Besuchszeit, wie sich's schickt. Und die zwei Mark fünfundachtzig Pfennig wird sie gleich vorbereiten.

Doch weder morgen noch übermorgen erscheint Herr Doktor Zinnober. Und dann erwartet sie ihn nicht mehr, denkt nicht mehr an ihn und ihr kleines Abenteuer.

Was bedeutet das noch? Nichts — weniger als nichts!

Der Krieg ... der Krieg! Alles Denken und Sorgen gehört jetzt ihm. Kein Platz ist daneben für anderes in deutschen Hirnen und Herzen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Das zweite.

Der Lazarettzug fährt ganz langsam, als taste er sich vorsichtig vorwärts mit seiner kostbaren Last durch die Frühlingslandschaft.

Wie in einem wüsten Traum liegt die da mit ihren zerfetzten Äckern und Wiesen, mit ihren zerrissenen Wäldern und den Trümmerstätten von Dörfern und Gehöften, und ist noch wie durchhallt und durchschüttert von dem Krachen der Geschütze, die hier ihr Werk getan.

An siebzig Schwerverwundete hat man in dem Zuge gelagert; andere sollen noch von den Feldlazaretten hinzukommen. Alle, die hier ausgestreckt liegen in ihren sauberen Betten, haben neue Verbände und die notwendige Labung erhalten. Sie sind versorgt und ruhen nun, bis die Chirurgen an die Arbeit gehen.

Auch die Ärzte, die Sanitätsmannschaften, die Schwestern bedürfen jetzt einer kurzen Ruhepause.

Es ist um die Mittagsstunde, und in der großen Küche geht es sehr lebhaft zu. Die Pfleger und Helferinnen holen das Essen für sich und für die

Ärzte und bewegen sich schnell und still durch die Krankenwagen mit ihrem Gerät. Ein Duft von frischem Kaffee dringt überall leise durch die scharfen Apothekengerüche. Hie und da stöhnt ein Verwundeter, und wirre Laute kommen von den blassen Lippen eines, den die Morphiumspritze eingeschläfert hat mitten in seinen Schmerzen.

Fräulein Lotte Delius — „Kollege Delia“ nennt man sie in scherzhafter Umwandlung ihres Namens — nimmt ihr Mittagessen mit den Ärzten ein. Selbst für den silberbartumwallten Chefarzt, Professor Isering, der den Zug von Berlin an das Schlachtfeld herangeführt hat und ihn nun mit den Verletzten nach der Reichshauptstadt zurückbringen soll, ist sie die Kollegin Delia; er verlangt aber auch von ihr höhere Dienstleistungen. Sie steht unter seiner persönlichen Obhut und hat die Fahrt auf seinen besonderen Wunsch, der als Auszeichnung gelten muß, mitgemacht — für die einundzwanzigjährige, immerhin verwöhnte Tochter des Geheimrats Delius, seines alten Freundes, eine ungewohnte Anstrengung, der sie sich jedoch gewachsen zeigt.

Allerdings hatte Lotte während der acht Monate

ihrer Tätigkeit in Iserings Berliner Lazarett sich als geschickte Helferin erwiesen, sowohl in der Röntgenkammer wie am Operationstisch und an den Krankenbetten, und ihre feinen Finger halfen manchmal versteckte Geschoßsplitter in den Muskeln der Verwundeten rascher ermitteln, als langwierige und schmerzhafte Untersuchungen es vermochten. Ohne Anfauchen von seiten des sehr gestrengen Herrn Professors war es dabei freilich nicht abgegangen und ging es auch weiterhin nicht ab; indes, wer Isering kannte, der wußte schon, daß er während seiner Arbeit nur einem gegenüber Rücksicht übte und die Ruhe selbst war: dem Kranken, der gerade vor ihm lag. Alles, was sonst um ihn stand und sich bewegte, wurde bei dem geringsten Versehen oder Verzögern mit Kraftworten der Ungeduld und der Entrüstung überschüttet.

In diesem Punkte hatte sich Lotte Delius längst jede Empfindlichkeit abgewöhnt, um so mehr, als der Professor, war sein Tagewerk glücklich vollbracht, sich in einen gemütlichen Großpapa verwandelte, und ängstlich besorgt war um das Wohlergehen seines Schützlings. Dann wurde „Kollege Delia“

wieder zu der jungen Dame, mit der man plaudern konnte, als säße nicht die weiße, ernste Schwesternhaube auf ihrem blonden Scheitel, und als sei die schmiegsame Gestalt nicht gehüllt in einen Doktorkittel mit den mehr oder weniger deutlichen Spuren ihrer Tätigkeit. — — —

Das Mittagessen geht rasch vonstatten; man hat nicht viel Zeit. Kaum daß man bemerkt, wie hübsch die Schwestern heute die Tafel mit grünen Zweiglein geschmückt haben, die auch in den Krankenwagen zu sehen sind. Niemand fragt, wer sie beschafft hat — genug, sie sind da, und wer mag, freut sich ihrer, ohne darüber zu sprechen.

Ein paar Züge noch aus der Zigarette, dann springt alles auf. Der Zug, der seine Fahrt verlangsamt hat, hält auf freiem Felde zur Seite eines ganzen Parks von grauen Kraftwagen der verschiedensten Art. Es sind Verwundete aus den Etappenlazaretten, die aufgenommen werden sollen.

Türen werden geöffnet, Tragbahren ins Freie geschafft und wieder in den Zug gebracht. Ärzte in Uniform eilen zwischen den Mannschaften hin und

her, erstatten dem Chefarzt ihre Meldungen, legen da und dort mit Hand an, leiten das Umladen der Verletzten. Alles geht schnell, ohne Hasten und Schreien. Jeder Mann hat seinen Platz, seine Aufgabe und weiß, was ihm zu tun obliegt.

Mancher der Verwundeten kann allein gehen, andere müssen von ihren Kameraden gestützt, wieder andere getragen werden wie Kinder. Blasse, müde, abgespannte Gesichter sieht man, aber auch helle Augen, in denen die Freude glimmt: nach Hause und heil werden . . . und mit neuer Kraft zurück, wo man uns braucht!

Sacht werden sie gelagert, strecken sich behaglich und haben Blicke und Worte des Danks für jede Erquickung, die sofort zur Stelle ist. Wie mit heißer Gier trinken und essen viele die dargebotenen Köstlichkeiten an Kaffee, Wein, Fleischbrühe, Butterbrot, Wurst, als hätte man sie seit Tagen hungern lassen — und doch ist es in allem nur die Heimat, was sie schmecken im Schlürfen und Kauen und im Rauch der Zigarren und Zigaretten, nach denen manch einer verlangt.

Fast zwei Stunden währt es, bis die Verwun-

deten, unter ihnen viele Offiziere, versorgt sind und der Zug sich wieder in Bewegung setzt.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Ärzte, die die Leute von den Etappen gebracht, sind nun dazugekommen: ein Stabsarzt, der selbst eine leichte Verletzung davongetragen hat, und ein jüngerer Oberarzt. Professor Isering begrüßt sie kurz. Dann heißt es: „An die Arbeit meine Herren!“

Im Operationswagen ist alles vorbereitet. Instrumente, Schwämme, Verbandzeug, warmes und kaltes Wasser. Wer mithelfen soll von den Sanitätsoldaten und Helferinnen, kennt seinen Handgriff — Lotte Delius ebenso wie die anderen. Nicht die leichteste Arbeit ist ihr zugeteilt. Sie hat dem Professor, der nun nichts mehr sieht als den Verwundeten vor sich, ohne weitere Aufforderung das zuzureichen, was er braucht. Sie folgt, wie die übrigen, seinen Augen, seinen Händen, hohe Spannung in dem feinen, blassen Gesicht, in jedem Muskel der straffen jungen Glieder. Helles rotes Blut sieht sie, zerstörte, zerfleischte Gliedmaßen — und zuckt und zittert nicht. Nur helfen ist ihr einziger Gedanke,

und während die blauen Augen, weit geöffnet, jeder Bewegung des Arztes folgen, gedenkt sie klar und scharf ihrer Obliegenheit für die nächste Sekunde, wenn in ihrem Innern auch etwas ist, das aufschreien möchte und weinen und beten. — —

Ein schwieriger Fall ist erledigt, der Professor zufrieden und trotz seines grimmen Ernstes fast guter Laune. Man atmet auf. Ein anderer Verwundeter wird gebracht, ein dritter und vierter. Lotte ist abgelöst worden, steht tiefatmend und erschöpft an einem Fenster des Wagens und sieht ins Freie. Der Zug fährt lagsam über die Brücke eines Flüßchens und dann wieder schneller durchs Land, der deutschen Grenze zu, die schon ganz nahe ist. Ein Tal dehnt sich vor ihr. Friedlich liegt es da mit grünen Wiesen und knospendem Gesträuch. Ein Feld wird bestellt. Schwer schleppt sich ein Rinderpaar über den Acker. Eine Bäuerin leitet das Gespann, ein alter Mann und zwei Jungen werken keuchend hinter dem Pfluge, dessen Schaufeln zuweilen aufleuchten in der schon müden Nachmittagsonne. Krähen flattern darum, und von irgendwo kommt das träumerische Rufen eines Hahns.

Lotte fühlt sich mit einem Male wunderlich gestärkt und beruhigt und geht langsam zum Operationstisch zurück, weiß sie doch, daß man hier jede Hand brauchen kann, wenn es so viel Arbeit gibt wie jetzt.

Ein blutjunger Offizier liegt auf der Fläche. Er bittet und fleht, ihm die Narkose zu erlassen. Er werde die Zähne tüchtig zusammenbeißen und alle Schmerzen ertragen wie ein deutscher Mann und Soldat. Er sei gar nicht wehleidig, und seine Wunde wäre ja nicht schlimm. Das bißchen Splitter im Oberarm, das im Feldlazarett bei der ersten Operation nicht hatte entfernt werden können, das wird doch auszuhalten sein!

Isering lächelt, streicht dem jungen Menschen über die Stirn, spricht mit ihm wie mit einem Kinde. „Nee ... nee, Mutter will doch ihren ganzen Jungen wiederhaben! Und gesund soll er auch sein, und den Säbel soll er schwingen können. Nee ... nee, das mußt du dir schon gefallen lassen, Kind. Also hübsch artig zählen: Eins, zwei, drei!“

Der Oberarzt, der mit den Leuten aus dem Feldlazarett gekommen, ist schon an der Arbeit.

Laut und trotzig beginnt der Verwundete zu zählen.

Da versucht er sich mit einem Ruck aufzurichten, sinkt zurück und liegt regungslos.

Schon hat Professor Isering sein Instrument angesetzt und geht ans Werk. In dem Raume ist es still. Man hört nur das gleichmäßige Getacke der Räder.

Plötzlich wieder eine Stimme, des jungen Offiziers. Aber es ist nichts Trotziges mehr in ihr.

„Mutti," sagt er weich, „ich bin ja da, Mutti —"

Isering hält einen Augenblick inne.

„Es ist nichts, Herr Geheimrat," meint der Oberarzt, der sich rasch über den Sprechenden gebeugt hat. „Leutnant v. Brenken redet in der Narkose. Das hat er schon beim ersten Male gemacht. Schmerzen fühlt er nicht —"

„Weiß ich, weiß ich," brummt der Professor und fährt in seiner Arbeit fort.

Lottes Augen waren wiederum in großer Spannung seiner Hand und seinem Messer gefolgt. Dann glitt ihr Blick hinauf zu dem Kopf des verletzten Offiziers. Ein schönes, bleiches, fieberiges Jünglingsantlitz.

Bei den Worten des Oberarztes fährt sie zusammen, sieht ihn wie erschreckt an. Nein doch: dieses schmale, braune, von einem etwas krausen schwarzen Bart umrahmte Gesicht ist ihr unbekannt. Nur der Ton der Stimme hat sie an irgendwen erinnert. Wer ist's doch gleich? Sie entsinnt sich nicht, denkt auch nicht weiter nach, ihre ganze Aufmerksamkeit ist an den Operationstisch zurückgekehrt.

Der Verwundete aber spricht weiter, während Isering an ihm sein Werk vollendet: „Fritz — tu mir doch nicht weh, Fritz!" sagt er zärtlich. „Ich hab' dich ja lieb wie einen Bruder, Fritz. Geh, mach mich doch gesund — die Jungens warten auf mich im Schützengraben, Fritz!" Plötzlich schreit er hell und jubelnd auf: „Seitengewehr pflanzt auf!" . . . Auf! . . . Marsch marsch! . . . Hurra!"

Diesmal läßt der Professor sich nicht stören. Er ruft aber den Ärzten zu, den Kranken auf alle Fälle festzuhalten, damit er sich nicht bewege.

Doch der hat sich wieder beruhigt. „Ja, Mutti," fährt er leise fort, „aus dem Feuer hat er mich doch geholt, der Fritz, wie ich so dalag vor dem Graben.

Da haben wir auch unser schönes Eisernes gekriegt, Mutti ... Der Fritz und ich ... Und er macht mich auch wieder heil, ganz heil — mein lieber Zinnober —"

Leutnant v. Brenken lacht in seinem tiefen Schlaf, der so voll ist von den Träumen erlebter Wirklichkeiten. Aber zu seinen Füßen steht Lotte Delius, die mit einem Male weiß, wessen Stimme vorhin an ihr Ohr geschlagen hat.

„HgS — Quecksilbersulfid — Zinnober," fährt es ihr wie singend durch den Kopf. Dabei starrt sie wieder den Oberarzt an. Nein, so hatte der doch nicht ausgesehen, mit dem sie damals — ein paar Tage, ehe der Krieg losbrach, — unter Donner und Blitz durch Berlin fuhr, damit um Gottes willen ein funkelnagelneues Hütchen nicht naß wurde. Freilich, gar so genau hatte sie ihn doch nicht betrachtet während der kurzen Viertelstunde — und es war eigentlich schon lange her. Acht Monate und mehr.

Es beginnt zu dämmern . Der Offizier, der noch immer im Schlafe liegt, wird sorgsam verbunden und nach seiner Lagerstätte getragen. Der Professor ist sehr zufrieden mit ihm. — — —

Lotte leistet nach dem Abendbrot Isering Gesellschaft; sie wird dem Oberarzt, der eintritt, um über die ihm zugewiesenen Verwundeten Bericht zu erstatten, mit einigen scherzhaften Worten als „Kollege Delia“ vorgestellt. Ein anderer Name wird von dem Professor dabei nicht genannt, und das ist Fräulein Delius um so lieber, als sie nun feststellen kann, daß der Freund des Leutnants v. Brenken wirklich und wahrhaftig „ihr“ Doktor Zinnober aus dem Auto ist. Und sie möchte sich ihm doch nicht gleich mit jenem lächerlichen Abenteuer in Erinnerung bringen, denn jene Eitelkeiten von damals hat sie schon lange abgestreift. Jetzt trägt sie die Schwesternhaube und den Doktorkittel.

Aber während die beiden über ernste Dinge sprechen, wie es sich in Gegenwart des Herrn Professors schickt, fühlt Lotte etwas wie eine übermütige Freude darüber, daß Doktor Zinnober keine Ahnung hat, wem er gegenübersitzt.

Als sie dann im Schwesternwagen in ihrem Bette liegt, kichert diese Freude noch in ihr.

„HgS — Quecksilbersulfid — Zinnober!“ denkt

sie und lacht vor sich hin. „Eigentlich ist es gar nicht hübsch von Ihnen, daß Sie mich nicht gleich erkannt haben . . . auf den ersten Blick. Denn so steht das immer in den Romanen zu lesen. Und gar so häßlich bin ich doch nicht geworden seitdem. Oder doch? . . . Und außerdem haben Sie noch zwei Mark und fünfundachtzig Pfennig von mir zu bekommen, mein verehrter Doktor Zinnober — zwei Mark fünfundachtzig —“

Und im Einschlafen hat sie das Gefühl, als sause sie in einem Auto dahin. Und neben ihr sitzt ein junger, eleganter Herr, einen triefenden Zylinderhut auf dem Kopfe und zwei freundlich-spöttische Augen im Gesicht. Und er sucht ihren Namen zu erraten und ist furchtbar kindisch . . . und sie auch. Draußen aber trommelt der Hagel auf das Verdeck des Wagens.

Mit einem Male ist der junge Herr nicht mehr elegant. Er trägt eine graue, schon recht abgenützte Uniform und ein Eisernes Kreuz und einen wilden Bart. Und kein Fünkchen Spott ist in seinem ernsten, liebevollen, klaren Blick.

Und plötzlich beginnt ein junges, törichtes, ver-

liebtes Mädel, das sie „Kollege Delia“ nennen, ganz leise zu weinen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Das war das zweite Abenteuer des Fräulein Lotte Delius. Und es fand diesmal ein glückliches Ende.

Als der Oberarzt Doktor Zinnober nach einem Urlaubsmonat wieder ins Feld zog, konnte sich eine kriegsgetraute Schwester im Lazarett des Herrn Professor Jsering zu Berlin Frau Doktor Lotte Zinnober nennen. Und sie brauchte keine chemische Formel mehr, um den Namen im Gedächtnis zu behalten.

Fränze Schnitzer

Schnuppe im Lazarett



„Concordia“ Deutsche Verlags-Anstalt G.m.b.H.
Berlin SW 11

Preis M. 1.50

Druck von Hallberg & Büchting in Leipzig.